1,40 DM / Band 87
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,80 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Schrei, wenn dich die Schatten fressen!

John Sinclair Nr. 87

von Jason Dark

erschienen am 04.03.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Schrei, wenn dich die Schatten fressen!

»Sterben!« ächzte Hank Selnick und warf sich auf seiner Pritsche hin und her. »Ich werde sterben, und ich will sterben!« Er lachte plötzlich und war schweißnaß. Seine feuchten Hände umklammerten das kleine Buch.

Das Buch der Schwarzen Magie. Mit geheimnisvollen Formeln und Beschwörungen. Hank Selnick wollte sie aussprechen, denn damit verkaufte er seinen eigenen Schatten. Und einer machte Jagd auf diesen Schatten. Der Spuk.

Aus dicken, grauen Wolken regnete es Bindfäden, und Mary Selnick hatte das Gefühl als würde selbst der Himmel über den Tod ihres Mannes trauern.

Dabei war sie die einzige, die echtes Leid empfand.

Man hatte soeben seinen Sarg in die Grube gelassen, eine billige Totenkiste, denn Geld stand Mary Selnick kaum zur Verfügung. Die Träger waren auch brummig davongetrottet, weil sie kein Trinkgeld bekommen hatten. Mary weinte.

Der Regen tropfte auf ihren dunkelgrauen Schirm.

Es war kaum jemand zur Beerdigung gekommen. Drei Knastbrüder mit ihren Bewachern und der Pfarrer, der Mary damit einen persönlichen Gefallen tun wollte, denn ihr Mann hatte nie viel von der Kirche und deren Würdenträger gehalten.

Der Geistliche war der einzige, der sich noch am Grab aufhielt. Auch er wurde durch einen Schirm geschützt. Vorsichtig trat er einen Schritt vor. Auf dem nassen Lehm rutschte man zu schnell aus. Der Pfarrer tippte auf Marys Schulter.

»Mrs. Selnick«, sagte er leise.

Mary drehte sich um.

Der Geistliche schaute in zwei verweinte Augen und in ein schmales blasses Gesicht, in das die harten Jahre tiefe Falten gegraben hatte. Jetzt schien die Frau noch mehr gealtert zu sein, denn der Schmerz fraß in ihr wie eine Säure.

»Bitte?« hauchte sie.

»Ich… ich…« Der Pfarrer räusperte sich. »Ich möchte sie gern nach Hause bringen.«

Mary schüttelte den Kopf. »Nein, nicht. Machen Sie sich keine Mühe. Ich möchte noch von Hank Abschied nehmen.«

»Ja, natürlich. Wie Sie wollen.« Der Pfarrer respektierte den Wunsch der Frau. »Wenn ich noch irgend etwas für Sie tun kann, lassen Sie es mich wissen. Ich bin jederzeit für Sie da.«

»Danke, Herr Pfarrer, Sie sind sehr nett.«

»Aber ich bitte Sie.« Der Geistliche nickte der Frau noch einmal zu und ging.

Mary Selnick schaute ihm nach, bis seine gebeugte Gestalt hinter der hohen Hecke verschwunden war. Zurück blieb das eintönige Rauschen des Regens.

Die Witwe wandte sich wieder um und schaute in das Grab. Naß glänzte der Sarg. Soeben spülte das Wasser die Blätter der letzten Rosen weg. Sie waren das Zeichen einer großen Liebe. Ja, Mary Selnick hatte ihren Mann geliebt. Obwohl er ein Gesetzesbrecher war. Zwei Jahre hatte er im Zuchthaus gesessen, dann war er gestorben. Mit achtundvierzig Jahren, in einem Alter, wo andere erst anfingen, richtig zu leben. Aber Hank hatte die Bank ausgeraubt, daran gab es

keinen Zweifel. Er wollte endlich mal Geld haben, und die Banken hatten genug davon. Er hatte sie immer für die größten Volksbetrüger gehalten, und Mary gab ihm da recht.

Aber nicht die Polizei hatte Hank gefaßt, sondern eine Frau.

Eine Privatdetektivin.

Name: Jane Collins!

Ihr war es gelungen, Hank zu stellen. Und Selnick hatte sich ergeben. Einfach so. Er war schnell verurteilt worden. Drei Jahre sollte er sitzen. Der Tod jedoch hatte ihn vorher ereilt.

Für Hank Selnick war das Zuchthaus die Hölle gewesen. Das hatte er immer wieder beteuert. Die Atmosphäre dort machte ihn krank, diese Unmenschlichkeit, die Härte, mit der sich die einzelnen Gefangenen untereinander bekämpften. Hank hatte schwer darunter gelitten. An den langen, einsamen Abenden wurde nur alles noch schlimmer. Bis Hank dann ein Hobby gefunden hatte.

Es war die Thanatologie, die Lehre von der Sterbensforschung. Benannt nach Thanatos, dem griechischen Gott des Todes. Diese Lehre ist erst seit ungefähr hundert Jahren bekannt und auch erforscht worden. Namhafte Juristen und Mediziner haben sich damit beschäftigt und herausgefunden, daß menschliche Wesen den Tod überleben. Das heißt, die existieren nach dem Tod auf verschiedenen Bewußtseinsebenen weiter, die den körperlichen Menschen nicht zugänglich sind. Diese Bereiche können in bestimmten Situationen verlassen werden, und dann kommt es zu Begegnungen mit den Toten.

Es war in letzter Zeit viel über dieses Gebiet geschrieben worden. Scharlatane und auch ernstzunehmende Wissenschaftler hatten sich damit beschäftigt und waren reich geworden, denn ihre Bücher erschienen in hohen Auflagen.

Hank Selnick gehörte zu den Leuten, die die Bücher kauften. Seine Frau mußte ihm immer die Neuerscheinungen besorgen. Und Selnick hing sich rein. Er las und las. Oft saß er nächtelang über seinen Büchern, was den Wärtern nur recht war, denn Selnick wurde immer ruhiger.

Eines Tages etwa vier Wochen vor seinem Tod besuchte ihn seine Frau wieder einmal.

Hank war sehr aufgeregt, und als sie sich in dem kahlen Besucherraum gegenübersaßen, dämpfte Hank seine Stimme noch stärker als sonst.

»Hör zu, Mary!« flüsterte er. »Ich hab's!«

»Was hast du?«

»Ich weiß jetzt, wie ich nach meinem Tod weiterleben werde. Es gibt für mich keine Angst mehr. Ich habe in einem alten Buch gelesen, daß ich dich aus dem Jenseits immer wieder besuchen und dir mit Rat und Tat zur Seite stehen kann.«

»Du bist verrückt.«

Da schüttelte Hank Selnick mit ernstem Gesicht den Kopf. »Nein, Mary, ich bin nicht verrückt. Ebensowenig wie du. Ich habe nur hinter die Kulissen geschaut. Denk an unser Gespräch, wenn ich einmal nicht mehr bin.«

Und Mary Selnick dachte daran, als sie am Grab ihres Mannes stand und auf den nassen Sargdeckel starrte, während der Regen weiterhin auf ihren Schirm trommelte. Irgendwie hatte sie den Wunsch, Hank möge zurückkehren und wenn es nur für einen Tag war.

Aber der Sarg blieb ebenso stumm wie die Leiche, die in ihm lag. »Entschuldigen Sie, Missis…«

Überrascht drehte sich Mary um. Sie hatte den Mann nicht kommen gehört, der plötzlich neben ihr stand.

»Ja bitte?« fragte sie.

Der Mann trug graues Ölzeug und einen Hut aus dem gleichen Material. Er hielt eine Schaufel in der Hand und zeigte auf einen jüngeren Mann, der ganz in der Nähe wartete. »Mein Kollege und ich sind hier die Totengräber. Wir möchten das Grab gern zuschaufeln, wenn Sie es gestatten. Wir müssen heute noch drei weitere Gräber fertigmachen, und die Zeit drängt.«

»Ja, dann…« Mary nickte. »Lassen Sie mich noch einen Blick auf den Sarg werfen.«

»Selbstverständlich.« Der Totengräber trat pietätvoll zurück.

Mary Selnick schaute in das Grab. Und plötzlich hatte sie das Gefühl, über dem Deckel würde sich etwas bewegen. Ein Schatten nur, dunkler noch als das Holz aber er war da.

Und er besaß Konturen.

Die eines Menschen…

Mary krampfte ihre freie linke Hand zur Faust. Sie schloß für einen Moment die Augen. Als sie wieder hinschaute, war der Schatten verschwunden.

Eine Täuschung, nichts weiter…

Mary Selnick schluckte. Sie wollte nicht mehr weinen. Hart preßte sie die Lippen zusammen, drehte sich um und ging.

Die beiden Totengräber machten sich an die Arbeit. »Seltsame Frau«, meinte der Ältere noch, bevor er die Schaufel in den nassen Lehmhügel stach.

Mary Selnick aber ging zwischen den frischen aufgeworfenen Gräbern hindurch und erreichte schließlich den Hauptweg, der zum Ausgangstor führte.

In der Nähe befand sich eine Haltestelle. Zusammen mit anderen Trauergästen bestieg Mary Selnick den Bus und fuhr in Richtung Innenstadt.

Allein saß sie auf dem Sitz, und sie dachte an ihren verstorbenen

Mann.
Den Schatten hatte sie vergessen…

***

Mary Selnick wohnte in Whitechapel, einem Stadtteil im Osten von London. Mit dem Bus waren es zehn Minuten Fahrt, dann konnte sie aussteigen.
Es war mittlerweile später Nachmittag geworden. Und es regnete noch immer. Die hellen Glotzaugen der Autoscheinwerfer zerfaserten im herabrinnenden Regen. An den Straßenrändern hatten sich Pfützen gebildet, und wenn die Reifen der Autos hindurchfuhren, schleuderten sie das schmutzige Wasser gegen die Fußgänger.
Leicht vornübergebeugt schritt Mary Selnick durch die Minories Street. Es war eine Geschäftsstraße. Ein Laden reihte sich neben den anderen. Dazwischen ein Pub oder ein Schnellimbiß.
Die Menschen hasteten aneinander vorbei. Sie hatten nie Zeit für sich und die anderen, und bei dem miesen Wetter schon gar nicht.
Marys Gedanken drehten sich um ihren Mann. Sie fürchtete sich davor, in die leere Wohnung zu kommen, mit der Gewißheit, daß ihr Mann nicht mehr lebte. Als er noch im Zuchthaus saß, hatte ihr das nichts ausgemacht.
Jetzt fühlte sie sich ungeheuer einsam.
Deshalb stoppte sie vor der Tür einer kleinen Konditorei, betrat den Laden und trank am Stehpult eine Tasse Kaffee. Sie selbst wohnte in der Hayd Street, einer schmalen Nebenstraße der Minories Street. Hier standen die Häuser dicht an dicht, und wenn man auf den Speicher des Hauses kletterte, konnte man bis zum Tower, dem berühmten Londoner Wahrzeichen, schauen.
Aber daran hatte die leidgeprüfte Witwe kein Interesse. Müde stieg sie die Treppen zum zweiten Stock hoch. Im Flur roch es muffig. Die Feuchtigkeit kroch aus allen Wänden. Der Lack des Flursockels blätterte ebenfalls ab.
Erst jetzt merkte Mary wie mies dieses Haus doch war. Mies und einsam.
Sie schloß die Tür auf.
In ihrer Wohnung herrschte Dämmerlicht. Schemenhaft nur war die an der Garderobe hängende Kleidung zu erkennen. Mary schloß die Tür. Die Diele war schmal, mehr nur ein Korridor.
Mary stellte den nassen Schirm in den Ständer und zog ihren Mantel aus, den sie an den Haken hängte. Erst jetzt machte sie Licht und ging in den Livingroom, der, durch einen Vorhang abgetrennt, auch die Küche beherbergte.
Es war eine kleine Wohnung. Zwei Zimmer, ohne Bad, und die Toilette lag ein halbes Stockwerk tiefer. Mary Selnick mußte sie sich

mit einer anderen Familie teilen.
Sie betrat den Wohnraum und sah wieder die alten, zerschlissenen Möbel vor sich. Als sie heirateten, hatten sie und Hank sich die Möbel gekauft. Es waren keine teuren Stücke gewesen, aber doch hing Mary sehr daran. Vor allen Dingen jetzt, wo ihr Mann nicht mehr war.
Da stand sein Lieblingssessel, der mit der hohen Lehne und der Fußstütze, die ausfahrbar war, damit man das Möbelstück auch als Fernsehsessel benutzen konnte. Hier hatte Hank immer gesessen und über die Ungerechtigkeit in der Welt geschimpft. Und Mary hatte ihm zugehört. Schweigend, ohne seine Vorträge zu kommentieren.
Nun war Hank tot. Niemand würde ihr jetzt Vorträge halten, denn Mary hatte nicht mehr vor zu heiraten, und Freunde besaß sie auch keine.
Sie war allein. Mary hob die Füße hoch und lehnte sich noch stärker zurück, so daß der Sessel in die Position rutschte, in der Mary halb lag und auch fernsehen konnte.
Der Apparat war aus.
Doch irgend etwas flimmerte auf der Mattscheibe. Es bewegte sich hin und her, huschte über die graue Fläche, als wäre es ein Schatten.
Schatten?
Auf einmal fielen ihr die Geschehnisse am Grab wieder ein. Dort hatte Mary auch einen Schatten gesehen.
Ein huschendes Etwas, das aus dem Sarg gekommen war.
Vielleicht war dies die Seele des Verstorbenen? Aber wie sollte sie jetzt auf den Bildschirm des Fernsehapparates gelangen.
Mary war das nicht geheuer, und sie spürte, wie eine Gänsehaut über ihren Rücken lief.
Sie setzte sich aufrecht hin und stemmte ihre Hände flach auf die Sessellehnen. Dieser Schatten hatte sie beunruhigt. Mary schob den Sessel wieder in seine ursprüngliche Stellung und stand auf.
Mit vorsichtigen Schritten näherte sie sich dem Fernseher, »Hallo!« rief sie. »Ist hier jemand?«
Keine Antwort.
Jetzt wurde sie konkreter und rief den Namen ihres Mannes. »Hank, bist du es? Zeige dich doch, auch wenn du nur als Geist erschienen bist. Hauptsache, du hast es geschafft, du bist bei mir! Hank, ich bitte dich!«
Sie blieb stehen und drehte sich dabei im Kreis. Ihre Blicke durchforschten das Zimmer, die Augen waren weit aufgerissen, und sie glaubte, daß Hank, der Verstorbene, ihr ein Zeichen geben würde.
»Bitte, Hank, melde dich…«
Ihr wurde schwindlig. Noch eine Drehung, und sie konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Sie taumelte und fiel, hatte aber Glück auf die Couch zu fallen.

»Oh, mein Gott, ist mir übel«, flüsterte sie und wollte aufstehen, als ihr Blick plötzlich auf die Wand neben der Tür fiel.
Dort bewegte sich etwas.
Ein Schatten?
Mary Selnick stützte sich auf ihren angeschwollenen Arm. Ihre Augen wurden noch, ihre Lippen begannen zu zittern, die Wangenmuskeln zuckten, denn die Umrisse des Schattens, die waren ihr gut bekannt.
Sie gehörten ihrem Mann.
Hank Selnick war zurückgekehrt!

***

Der Schatten hielt sich schräg an der Wand. Er sah perspektivisch verkehrt aus, aber Mary Selnick erkannte sofort, daß es ihr Mann war und kein anderer.
Plötzlich klopfte ihr Herz schneller. Sie spürte das harte Schlagen gegen die Rippen, vor Aufregung trat ihr der Schweiß auf die Stirn und bildete dort eine kalte Schicht.
Es war aber auch die Angst. Obwohl sie sich nichts sehnlicher als die Rückkehr ihres Mannes gewünscht hatte, wußte sie jetzt nicht, wie sie reagieren sollte.
Mary blieb sitzen. Ihre Hände hatte sie fest um die Sessellehnen gekrallt, stoßweise ging der Atem.
»Hank?« Sie wagte kaum, den Namen ihres Mannes auszusprechen. So als könnte sie es immer noch nicht glauben, ihn bei sich zu haben oder vielmehr seinen Schatten.
Er antwortete. Himmel, er sprach. Ja, das war seine Stimme, wie sie sie all die Jahre über gehört hatte.
»Mary, verstehst du mich?«
»Ja, Hank.«
Die Stimme kam ihr seltsam weit vor, als würde eine ganze Galaxis dazwischenliegen. So fern, so hallend, und doch so verzweifelt und auch hart.
»Du hast gewünscht, daß ich zurückkehre?«
»Das habe ich, Hank!«
Lachen erklang. Spöttisch und auch siegessicher. Der Schatten wanderte. Er glitt an der Wand entlang, streifte die Uhr und wurde zu einem abstrakten Gebilde, als er von der Sessellehne geknickt wurde. Dieses Sitzmöbel stand Mary gegenüber, und dann wanderte der Schatten auf sie zu.
Immer näher kam er. Gleichzeitig spürte Mary auch die Kälte, die der Schatten ausströmte.
Es war nicht die normale Kälte einer existenten und greifbaren Welt, sie schien aus den unendlichen Weiten des Alls zu kommen. Und sie war grausam, so daß sie sich wie ein Reif um den Körper der Frau

legte, als sie die erreicht hatte.
Mary ließ sich zurücksinken. Mit dem Rücken fiel sie gegen den Stoff der Lehne, doch sie spürte es nicht. Sie merkte nur die Kälte, die immer mehr von ihr Besitz ergriff.
»Spürst du mich, Mary?« fragte die Stimme.
»Hank, ich spüre dich!« Die Antwort war nur mehr ein Hauch. »Du du bist zurückgekehrt?«
»Nein, nicht ich. Es ging nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Verzeih bitte…!«
»Aber dein Schatten… wo warst du?«
»Drüben war ich.«
»Im im Himmel?« Stockend lösten sich die Worte der Frau von ihren Lippen.
»Nicht dort!« Die Antwort wurde von einem Lachen begleitet. »Man wollte mich wohl da nicht haben, was ich auch verstehen kann. Ich war aber auch nicht in der Hölle, sondern in einem Zwischenreich, dessen Herrscher ich kennengelernt habe.«
»Wer ist es?«
»Der Spuk!«
Als Mary nichts sagte, sprach der Schatten. »Ich habe viele Leidensgenossen kennengelernt. Die meisten wollen dort raus, aber sie können nicht. Und ich habe Dämonen getroffen. Oder vielmehr die Seelen getöteter Dämonen. Ich habe sie gesehen, wie sie heulten und klagten, wie sie zur ewigen Verdammnis verurteilt worden waren und das Reich nicht verlassen können, da sie durch die Kraft des Guten umgekommen sind. Aber ich kann mein Reich verlassen, Mary, ich bin kein Dämon.«
»Wie bist du dorthin gekommen?« hauchte Mary.
»Du weißt, womit ich mich als Lebender beschäftigt habe«, erwiderte der Schatten. »Ich konnte mich sehr gut auf meinen Tod vorbereiten und habe eine Beschwörung durchgeführt, die mir den Weg drüben ebnen sollte. Leider war sie nicht stark genug, so daß ich im Reich der Schatten landete, aber ich kann mit dir in Verbindung treten, das allein ist wichtig.«
»Wirst du jetzt bei mir bleiben?« fragte Mary.
»Ja und nein.« Der Schatten hatte sich auf ihren Körper gelegt und sie völlig eingehüllt. Mary spürte ein dumpfes Brausen im Kopf, wie sie es nie erlebt hatte. So etwas wie Mattheit überkam die Frau. Sie merkte, daß etwas Fremdes, ihr aber doch Vertrautes in das Hirn strömte und ihren eigenen Willen beeinflußte.
Es waren die Gedanken ihres Mannes.
Hans Selnick oder vielmehr sein Geist nahm Besitz von seiner Ehefrau.
Auf einmal war auch der Schatten weg. Nur noch die Frau hockte im

Sessel. Kalkweiß im Gesicht, mit schwergehenden Atem.
›Jetzt bin ich bei dir.‹ hörte sie die Stimme. ›Verstehst du mich?‹
»Ja.«
›Das ist gut. Und nun hör genau zu, was ich dir sage. Aber zuvor möchte ich dich noch fragen, ob du bereit bist, alles für mich zu tun?‹
»Ich bin bereit.«
›Wunderbar, meine Liebe.‹ Mary Selnick lächelte, als sie diese Worte hörte. Meine Liebe, so hat er sie immer genannt, als er noch lebte. Ja, er war der gleiche geblieben. Und Mary wurde in diesen Augenblicken klar, daß sie alles für ihn tun würde, wenn er nur bei ihr blieb.
»Was soll ich machen?« fragte sie flüsternd.
›Du erinnerst dich doch an diese Person, die mir damals ein Bein gestellt hat.‹
»Meinst du die Privatdetektivin?«
›Genau. Jane Collins heißt sie.‹
»Was soll ich bei ihr?«
›Ihr einen schönen Gruß von mir bestellen‹, erwiderte die Stimme in ihrem Hirn. Aber Mary hörte genau den Haß heraus, mit dem die Worte gesprochen waren. Im normalen Leben hatte er mit dieser Frau nicht abrechnen können, nun versuchte er es als Toter, als Wanderer zwischen den Welten.
»Mehr brauche ich nicht zu machen?« fragte Mary.
›Oh doch.‹ Jetzt lachte der Schatten. ›Du hast noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen, meine Liebe.‹
»Und welche?«
›Du wirst diese Detektivin töten!‹

***

Mary Selnick zuckte zusammen. Sie hatte gewußt, daß ihr Mann die Detektivin haßte, aber daß der Haß noch über seinen Tod hinausging, das war ihr unvorstellbar. Und jetzt war sie dazu ausersehen, den Haß ihres Mannes zu befriedigen.
Sie sollte zu einer Mörderin werden!
Instinktiv wehrte sie sich gegen diese Vorstellung, sie versteifte innerlich und dokumentierte das auch nach außen, in dem sie sich starr hinsetzte.
›Hast du mich verstanden?‹ fragte ihr Mann.
»Ja.«
›Und?‹
»Ich weiß es nicht«, gab Mary Selnick flüsternd zur Antwort. »Ich weiß es wirklich nicht…«
›Aber du hast mich doch geliebt, Mary.‹
»Das tue ich auch noch immer.« Mary verkrampfte ihre Hände. Sie wußte nicht mehr, was sie antworten sollte. Alles war so schrecklich,

so anders als sonst.
›Dann beweise es mir, Mary. Heute noch. Zeige mir, wie sehr du mich liebst…‹
»Aber ich kann sie nicht töten.«
›Nein, Mary, du allein nicht. Ich bin bei dir, deshalb brauchst du dich nicht zu fürchten. Ich werde auf dich achtgeben und deine Hand führen. Diese Detektivin muß sterben. Sie hat mich damals gefaßt. Und wenn sie tot ist, wird der Spuk triumphieren, denn dann hat er ein Teilziel erreicht und eine Person ausschalten lassen, die zum Sinclair-Team gehört.‹
»Was ist das?« fragte Mary.
›Ich werde es dir später erklären. Nur soviel sei gesagt. Ich bin erst die Vorhut. Andere Schatten werden folgen. Das Gefüge hat einen Riß bekommen. Zwar können die Dämonen nicht aus ihrer Verdammnis, aber in den Zwischenreichen gärt es. Die Schwarzen Seelen machen sich bereit. Und wer auf unserer Seite steht, wird nicht enttäuscht. Auch du nicht, Mary.‹
»Aber einen Mord zu begehen, ist nicht ganz leicht«, erwiderte Mary Selnick.
Sie hörte das Lachen in ihren Gedanken und bekam die Antwort auf ihre Bemerkung. ›Du wirst dich daran gewöhnen müssen, nicht mehr mit menschlichen Maßstäben zu messen. Der Spuk schickte die Schatten, die sich die Menschen Untertan machen.
Jeder hat seinen Schatten, meine Liebe, und sie sind es, die zurückkommen. Ich habe genug geredet. Nun bist du an der Reihe. Entscheide dich bitte!‹ Noch immer fühlte Mary Selnick den innerlichen Druck. Es bereitete ihr Mühe, Luft zu holen, ebenso war es ihr nicht leichtgefallen, zu sprechen.
Der Schatten verließ sie.
Mary sah ihn vor sich über den Boden gleiten. Er zitterte ein wenig, erreichte die Wand und kroch daran hoch, wobei er in Höhe des Treffpunkts zwischen Wand und Fußboden abknickte, so daß sein Unterkörper den Boden berührte.
Der Schatten zitterte hin und her, er wartete auf eine endgültige Antwort.
Mary dachte nach. In ihrem Kopf summte es wie in einem Bienenstock. Sie überlegte hin und her. Einerseits hatte sie sehr an ihrem Mann gehangen und sie fürchtete sich davor, ihn endgültig zu verlieren, wenn sie seinem Wunsch nicht nachkam. Auch wenn er nur als Schatten existierte, so konnte er doch bei ihr sein. Das war mehr, als sie zu erhoffen gewagt hatte.
Anderseits war ein Mord keine einfache Sache. Um einen Menschen zu töten, dazu gehörte schon einiges. Tat sie es jedoch nicht, versank sie wieder in die große Einsamkeit.

Der Schatten verlor die Geduld. Er wollte eine Antwort. ›Hast du dich entschieden, Mary?‹

Tief atmete die Frau ein. »Ja«, sagte sie.

›Und?‹

»Ich tu’s, Hank!«

Nach diesen Worten herrschte eine gespannte Stille. Mary wartete darauf, was ihr toter Mann wohl sagen würde, und sie wartete nicht vergebens.

›Ich freue mich für uns, Mary, daß du dich so entschieden hast. Du wirst es nicht bereuen, glaube mir, und ich werde immer in deiner Nähe sein, wenn du dich auf den Weg zu ihr machst. Ich danke dir, meine Liebe.‹ Mary nickte. »Womit soll ich sie töten?« flüsterte sie.

›Dreh dich bitte um!‹ Mary Selnick gehorchte. Ihre Augen wurden groß. Etwa eine Armlänge vor ihr flimmerte die Luft. Dabei ertönte ein leises Fauchen. Dort wo sich die Luft verdichtete, schälte sich ein Gegenstand hervor.

Es war ein gewaltiges Messer!

***

»Sie haben ja ganz schön Furore gemacht mit Ihrem letzten Fall«, sagte Superintendent Powell, als ich ihm in seinem Büro gegenübersaß.

»Wieso?«

Sir Powell verzog den Mund zu einem Lächeln. »Mit dem Tod des Chinesen Ernesto Tse ist den Kollegen viel Arbeit abgenommen worden, John. Sie können Ihnen dankbar sein. Die Verhaftungswelle rollt und rollt. Jetzt sind zahlreiche Leute bereit auszusagen, die unter Ernesto Tse’s Terror gelitten haben. Gratuliere.«

Es war selten, daß mich mein Chef so lobte, aber in diesem Fall hatte ich wirklich einem der gefährlichsten Gangster das Handwerk gelegt. Dieser Zwerg Ernesto Tse hatte sich mit Serena Kyle, der Dienerin der Teufelstochter Asmodina verbündet, um noch mehr Macht und Einfluß zu gewinnen.

Jetzt lebten beide nicht mehr. Ernesto Tse hatte Selbstmord begangen, und Serena Kyle war unter meinen Kugeln gestorben, als sie sich in eine gefährliche Tigerin verwandelt hatte.

Wir hatten wieder einen Teilsieg erringen können, und das war gut so.

»Aber um Ihnen das zu sagen, habe ich Sie nicht kommen lassen, John«, sagte Sir Powell.

»Ich weiß«, erwiderte ich?

»Wie meinten Sie?«

»Schon gut, Sir.«

»Hm.« Powell nahm einen Schluck von seinem Wasser und lehnte

sich zurück. Er sah zufrieden aus. Wenn seine Abteilung gelobt wurde, war es für ihn Weihnachten und Ostern zugleich. Schließlich war von anderer Seite oft genug auf ihn herumgehackt worden, man nahm die Abteilung nie ganz ernst, nun hatte ich ihnen das Gegenteil bewiesen, auch wenn es ein reiner Zufall gewesen war.

Aber das war Schnee von gestern.

»Um was geht es, Sir?« fragte ich.

Powell holte weiter aus. »Wie mir bekannt ist, sitzen Sie nicht gern in Ihrem Büro, John.«

»Richtig.«

»Gut, dann könnten Sie mal rausfahren.«

Mit dem Daumen deutete ich auf das Fenster. »Bei dem miesen Wetter, Sir?«

Draußen regnete es wieder. Ein steifer Nordwestwind tat sein übriges, um das Wetter noch ungemütlicher zu machen. Lust, jetzt mein Büro zu verlassen, hatte ich keine.

Das merkte auch mein Chef. Er lächelte hämisch und meinte: »Sie brauchen sich ja nicht draußen hinzustellen und darauf zu warten, daß ein Dämon auftaucht, nein, ich möchte, daß Sie in ein Zuchthaus fahren. Mehr nicht.«

»Soll ich mich einsperren lassen?« fragte ich.

»Nein, nur mit einem Gefangenen reden.« Sir Powell schlug einen Schnellhefter auf. »Der Mann heißt Simon Oxford, wie die Unistadt. Er ist ein Betrüger und Heiratsschwindler und sitzt momentan seine fünf Jahre ab. Zwei davon hat er zusammen mit einem Gefangenen verbracht, der vor ein paar Tagen gestorben ist. Der Name des Mannes lautete Hank Selnick, ein Bankräuber. Dieser Knabe hat, laut Aussagen seines Kumpans, sich während der Zeit intensiv mit der Thanatologie befaßt, hat dieses Gebiet wie ein Wahnsinniger studiert und auch, wenn man den Aussagen glauben darf, Beschwörungen durchgeführt. Er war nämlich der Meinung, daß er nach dem Tod wiederkommen würde.«

»Und? Ist er zurückgekehrt?« fragte ich.

»Nein, bis jetzt habe ich nichts von ihm gehört«, erwiderte Sir Powell.

»Dann kann das Ganze auch ein Schuß in den Ofen sein.«

»Sicher. Aber ich meine, wir sollten jeder noch so kleinen Spur nachgehen. Da bei Ihnen im Augenblick nichts anliegt, hatte ich gedacht, daß Sie mal mit diesem Simon Oxford reden. Vielleicht ist an seinen Behauptungen doch etwas dran. Wer weiß…«

Ich strich mir über die Stirn. »Das war alles, Sir?« erkundigte ich mich.

»Das war alles.«

Ich stand auf, warf noch einen Blick durch das Fenster und verzog

das Gesicht. »Dann werde ich mal.«

»Und ziehen Sie einen Mantel an«, meinte Powell.

»Der eine ist noch in der Reinigung.« Ich blieb an der Tür stehen. »Es wird Zeit, daß mir der Yard eine Kleiderzulage gibt. Auf die Dauer geht das nicht so weiter.«

Sir Powell winkte ab. »Ihr Gehalt ist hoch genug.«

»Darf ich mal lachen, Sir?«

Ich lachte aber draußen, und als ich in mein Büro kam, lag bereits eine Kopie der Akte Selnick auf meinem Schreibtisch. Die Organisation klappte ausgezeichnet.

Glenda Perkins, die hübsche schwarzhaarige Sekretärin, war nicht anwesend. Sie hatte einen Zettel auf ihren Schreibtisch gelegt. Glenda mußte für eine erkrankte Kollegin die Vertretung übernehmen.

Ich vertiefte mich in die Akte.

Das Zuchthaus, in dem der Tote die letzten Jahre verbracht hatte, lag südlich von London. Ich mußte etwa fünfzig Meilen fahren. Kein Vergnügen bei dem Wetter. Der Direktor hieß Frank Atkins, und ihn rief ich an.

Man verband mich zweimal weiter, bis ich den Knaben an der Strippe hatte.

Er kannte meinen Namen bereits. Sir Powell hatte mich schon avisiert. »Natürlich können Sie kommen, Oberinspektor«, sagte er. »Ich werde alles veranlassen.«

»Das ist fein«, erwiderte ich und legte auf.

Der Lack meines Bentleys glänzte noch regennaß von der Herfahrt. Ich verließ die Tiefgarage des Yard und schaltete sofort das Gebläse ein. Ohne Licht konnte man ebenfalls nicht fahren, und auf den Fahrbahnen standen die Wasserpfützen manchmal handhoch.

Es war wirklich kein Vergnügen, sich durch den Londoner Verkehr zu wühlen.

Auf dem Motorway ging es dann besser. Ich konnte etwas schneller fahren, müßte jedoch achtgeben, daß mich die von den Lastwagen aufgeschleuderten Wasserberge nicht verschütteten. Es kam mir wie eine Strafe vor, jetzt unterwegs zu sein.

Ich brauchte meine zwei Stunden und erreichte das Zuchthaus um die Mittagszeit.

Es bot einen verdammt trostlosen Anblick. Dadurch daß es ziemlich frei stand, fegte der Wind die Regenschleier schräg gegen die hohen Mauern und übergoß auch die vier Wachtürme, auf denen sich ununterbrochen die Scheinwerfer drehten. Dieses Gefängnis gehörte noch ins letzte Jahrhundert.

Vor dem großen Doppeltor aus Eisen hielt ich an und stieg aus. Sofort packte mich der Wind. Seitlich klatschte der Regen gegen meinen Körper. Ich bohrte beide Hände in die Manteltaschen und

suchte nach einer Klingel.

Ich fand sie innerhalb der Mauereinfassung. Darunter befanden sich die Sprechrillen eines Lautsprechers.

Ich schellte und bekam sehr rasch Antwort.

Zwei Minuten später lenkte ich den Silbergrauen durch das Tor auf den Hof der Anstalt.

Der Asphalt glänzte wie ein dunkler Spiegel. In langen Bahnen trieb der Regen durch den Innenhof. Ein Mann in Ölzeug lief mir entgegen. Er winkte.

Ich hielt an und ließ die Scheibe nach unten gleiten.

Ein nasses Gesicht erschien an der Öffnung. »Fahren Sie nach links zu dem Verwaltungsgebäude.«

»Danke.«

Dieser Bau war wesentlich flacher als die übrigen Gebäude. Er besaß nur zwei Stockwerke. Die Scheiben waren auch nicht vergittert. Ich mußte wieder durch ein Tor fahren und konnte den Wagen dann auf einem kleinen Parkplatz abstellen.

Drei Schritte mußte ich noch durch den Regen, dann stand ich im Trockenen.

Ein blasser Jüngling im unmodernen grünen Anzug stellte sich als Assistent des Direktors vor und führte mich hoch zum Büro des Zuchthauschefs.

Wir gingen über eine breite gewundene Treppe, erreichten einen ebenso breiten, mit Steinfliesen ausgelegten Gang und blieben vor einer dicken Holztür stehen.

Der Assistent klopfte. Das energische »Come in« war gut zu hören.

Frank Atkins stand hinter seinem Schreibtisch. Er war ein hochgewachsener Mann in den besten Jahren. Sein grauer Oberlippenbart verlieh ihm ein etwas melancholisches Aussehen, das jedoch durch seine harten Augen ausgeglichen wurde.

»Sie können gehen, Quites«, sagte er zu seinem Assistenten.

Der Mann verzog sich.

Mir reichte Atkins die Hand. »Dann haben Sie es bei dem Wetter doch noch geschafft«, sagte er.

Ich grinste säuerlich. »Die Pflicht ruft.«

»Da sagen Sie was.« Er deutete auf einen gepolsterten Stuhl. »Bitte, nehmen Sie Platz.«

Ich setzte mich.

Das Büro war spartanisch einfach eingerichtet. Zwei über Eck liegende Fenster ermöglichten einen Blick nach draußen. Beim rechten konnte man in den Innenhof schauen.

»Dann ist mein Bericht doch nicht auf taube Ohren gestoßen«, sagte Atkins zufrieden und rieb sich die Hände. Er hörte sich an, als würde Papiere gegen Papiere rascheln.

»Worum geht es genau?« fragte ich.

Frank Atkins kam zu den Einzelheiten. Er erzählte von dem Toten und beschrieb ihn mir als einen ruhigen ausgeglichenen Menschen, der sich nur mit seinen Büchern beschäftigt hatte. Allerdings mit einer seltsamen, jedoch faszinierenden Literatur. Spekulationen über das Leben nach dem Tod.

»Er war sehr verschlossen, das können Sie mir glauben, Mr. Sinclair. Daß er überhaupt mit jemanden darüber gesprochen hat, halte ich für ein Wunder.«

»Das war dieser Simon Oxford.«

»Richtig, ein Mitgefangener, ein Betrüger, kein Schwerverbrecher, eher ein aalglatter Typ, der sich überall einschmeichelt. Was Hank Selnick an ihm gefressen hatte, weiß ich auch nicht. Aber Oxford hat richtig reagiert. Kaum war Selnick tot, ließ er sich bei mir melden und teilte mir mit, daß Selnick Beschwörungen durchgeführt hätte und darauf wartete, aus dem Totenreich zurückzukommen.«

»Was Sie natürlich als Unsinn abgetan haben«, erwiderte ich.

»Zuerst ja, aber der Kerl ließ nicht locker. Schließlich habe ich mich an Ihren Chef gewandt.«

Ich nickte und fragte dann: »War Selnick ein Amateur?«

»Er hat eine Bank ausgeraubt und ist mit einigen Tausend Pfund entkommen. Er war ein Amateur, das konnte man merken. Sie haben ihn ziemlich hart bestraft.«

»Wie sieht es mit der Literatur aus, die Selnick gehörte. Haben Sie die hier?«

»Ja.«

»Kann ich sie mal sehen?«

»Natürlich.« Der Direktor stand auf und ließ die Klappe eines Rollschranks nach unten fahren. Er konnte die Bücher kaum tragen, so zahlreich waren sie.

Er stellte sie vor mir auf die Kante seines Schreibtisches. »Wenn Sie die durchlesen wollen, haben Sie verdammt viel zu tun«, stöhnte er.

»Bestimmt.« Ich nahm eines der Bücher in die Hand. Der Titel war mir bekannt. Auch die anderen Bücher kannte ich vom Titel her. Ich las mir auch die Klappentexte durch, fand jedoch nichts, was auf den Schwarzen Tod oder irgendeinen anderen bekannten Dämon aus dem Reich der Finsternis hinwies.

»Und es fehlt nichts?« erkundigte ich mich vorsichtig.

Frank Atkins zeigte sich entrüstet. »Nein.«

»Haben Sie die Bücher genau gezählt?«

Der Direktor schüttelte den Kopf.

»Verzeihen Sie, aber weshalb fragen Sie?«

»Weil ich die Anleitungen zu Beschwörungsformeln vermisse, deshalb. Und wie ich hörte, soll dieser Selnick ja Beschwörungen

durchgeführt haben.«

Atkins hob die Schultern.

Ich schaute ihn von unten her an. »Kann ich vielleicht mit Simon Oxford reden?«

»Selbstverständlich.« Atkins griff zum Telefon. »Ich lasse ihn herholen.«

»Nein, nein.« Rasch winkte ich ab. »Ich möchte mit ihm in seiner Zelle reden.«

»Gibt es dafür einen Grund?«

»Vielleicht«, erwiderte ich ausweichend.

»Gut«, sagte Frank Atkins, der Zuchthausdirektor, »gehen wir, Mr. Sinclair.«

***

Ich mag Zuchthäuser ebensowenig wie Gefängnisse. Überhaupt alles, was vergittert ist. In Atkins' Büro hatte ich mich schon nicht wohl gefühlt, im Herzen des Zuchthauses jedoch fröstelte ich regelrecht.

Da waren die langen Gänge, das Klappern der Absätze auf vernieteten Stahlplatten, die Gitter und die Zellentüren, die zum Teil offenstanden, da die Gefangenen ihren Beschäftigungen in den einzelnen Werkstätten nachgingen.

Ich warf öfter einen Blick in die Zellen und sah die kargen Einrichtungen, die auch durch ausgeschnittene Pin-up-Girls an den Wänden nicht verschönert wurden.

Auch ich hatte mal ein paar Tage in einem Zuchthaus verbracht. Und zwar in Dartmoor.[1]

Die Zellenblocks waren auf zwei Etagen untergebracht. Zwei Galerien liefen um das große Rechteck herum. Über eine Eisenleiter kletterten wir in die zweite Etage hoch.

Ein Wärter kam uns entgegen. Er nahm Haltung an und grüßte, als er den Zuchthausdirektor erkannte.

»Wo steckt Oxford im Augenblick?« fragte Atkins.

»In der Wäscherei, Sir!«

»Dann holen Sie ihn!«

»Sofort, Sir!«

Der Wärter grüßte zackig und verschwand. Ich schaute mich um. Der Gefangenentrakt lag im Dunkeln. Wenn ich über das Geländer in die Tiefe blickte, sah ich die beiden Gefangenen, die unten den Boden fegten. Der eine pfiff ein Lied mit schriller Melodie.

»Von hier aus haben sich schon oft Leute heruntergestürzt«, erklärte mir der Direktor.

Ich verzog die Mundwinkel. »Das kann ich mir vorstellen.« Meine Zigaretten steckten in der rechten Manteltasche. Ich holte sie hervor und zündete mir ein Stäbchen an. Atkins rauchte nicht. Auch ich hatte

es stark eingeschränkt, aber in diesen Augenblicken brauchte ich einfach einen Glimmstengel.

Der Wärter kam zurück. Und mit ihm Simon Oxford. Ich sah sie die Stufen hochkommen. Oxford trug einen blauen Arbeitsanzug und hatte bereits den leicht schleppenden, nach vorn gebeugten Gang eines Zuchthäuslers.

Er war nicht groß. Ein schmächtiges Bürschchen mit lackschwarzen, nach hinten gekämmten Haaren, die ihm bis auf den Kragen fielen, einem schmalen Oberlippenbart, der wie ein Bleistiftstrich wirkte und einem Lächeln um die Lippen, das zu stark aufgetragen war, um echt zu wirken.

Vor uns blieben der Wärter und der Gefangene stehen.

»Brauchen Sie mich noch, Sir?«

»Nein, Sie können gehen!«

Der Wärter drehte sich auf dem Absatz um und marschierte davon.

Atkins stellte mich vor. »Das ist Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard. Er möchte sich gern mit Ihnen unterhalten, Oxford.«

Das Lächeln wurde noch künstlicher. »Ich freue mich, Sir.«

»Wir gehen am besten in Ihre Zelle«, sagte der Zuchthausdirektor. Er selbst schritt vor, Oxford folgte, und hinter ihm betrat ich den schmalen Raum.

Er war wirklich traurig. Ein pritschenähnliches Brett, ein alter Tisch, ein Stuhl, vor dem Tisch die Wand mit den unbekleideten Girls, ein schmaler Spind, die trübe Lampe an der Decke und das hoch liegende kleine Fenster mit den dicken quer- und längslaufenden Gitterstäben.

Das einzige Moderne war vielleicht das Wasserklo.

»Leider kann ich Ihnen keinen Platz anbieten«, sagte Oxford und hob die mageren Schultern. »Ich habe mir diese Zelle auch nicht ausgesucht.«

»Schon gut«, winkte der Direktor ab. »Kein langes lamentieren.«

»Sehr wohl, Sir.« Oxford dienerte und fragte mich dann, ob ich eine Zigarette hätte.

Ich gab ihm ein Stäbchen und auch Feuer.

Gierig saugte der Gefangene den Rauch ein. Er trank ihn regelrecht und lehnte sich dabei gegen die Wand.

Ich begann mit meinen Fragen. »Sie haben also mit dem Verstorbenen lange in einer Zelle gelebt.«

»Nein, das nicht, Sir. Wir waren oft so zusammen und sprachen über die Probleme.«

»Auch über das Sterben?«

»Fast ausschließlich.«

»Wobei Hank Selnick überzeugt war, nach seinem eigentlichen Tod zurückzukehren.«

Er nickte.

»Hank Selnick hat, wie mir gesagt wurde, zahlreiche Bücher besessen«, fuhr ich fort. »Hat er Ihnen vielleicht eines der Bücher hinterlassen, Mr. Oxford?«

Der Gefangene warf dem Direktor einen schnellen Blick zu.

»Reden Sie schon«, sagte Atkins.

»Okay, ich habe etwas bekommen.« Er nahm noch einen Zug aus der Zigarette, bückte sich dann und holte aus dem Spind ein kleines schwarzes Buch hervor.

Das gab er mir.

Ich schlug es auf.

Schon auf der vierten Seite fiel mir der Name Asmodis ins Auge. Ich blätterte weiter, während die anderen mich beobachteten. Dieses Buch war brisant. Es wurde dort über das Dämonenreich berichtet, besonders aber über eine Welt der Schatten.

Sofort fiel mir der Spuk ein.

Ich schaute nach dem Verfasser, sah aber keinen. Es gab ihn wohl nicht.

»Woher hatte Hank Selnick dieses Buch?« fragte ich und behielt es in der Hand.

»Das weiß ich nicht!«

Ich glaubte dem Mann. »Aber das war sein wichtigstes?«

Simon Oxford nickte. »Hank schien gespürt zu haben, daß er sterben muß. Vor seinem Tod hat er immer in dem Buch gelesen und die Formeln vor sich hin gesagt. Und er hat mir in der letzten Nacht noch erzählt, daß ihm dieses Buch helfen würde, zurückzukommen. Denn er wollte sich mit einem Dämon in Verbindung setzen, der allerdings nicht auf dieser Welt lebt.«

»Kann das der Spuk gewesen sein?«

»Den Namen hat er nie erwähnt. Er war vorsichtig, der gute Hank. Vorsichtig und eigen.«

»Hat er sonst noch etwas gesagt?« forschte ich weiter.

»Ja. Er wollte sich nach seiner Rückkehr rächen.«

»Und an wem?«

»An der Person, die ihn ins Zuchthaus gebracht hat.«

»Kennen Sie den Namen?«

Simon Oxford nickte. »Ja, es war sogar eine Frau. Ich glaube, sie hieß Jane Collins…«

***

»Bestimmt gibt es in London -zig weibliche Personen mit dem Namen Jane Collins. Aber es gibt nur eine Jane Collins, die so etwas bewerkstelligen würde. Das heißt, einen Bankräuber stellen.«

Mir stellten sich die feinen Nackenhärchen quer, als der Mann die Worte aussprach, und das Blut lief aus meinem Gesicht. Ich wurde

kalkweiß.

»Was ist mit Ihnen?« fragte der Direktor.

»Nichts weiter.« Ich wandte mich wieder an Simon Oxford. »War diese Jane Collins zufällig eine Privatdetektivin?«

»Ja.«

Jetzt hatte ich Gewißheit. Ich rechnete blitzschnell zurück und dann alles zusammen.

Ein Mann war gestorben, der versprochen hatte, zurückzukehren, um Rache zu nehmen. An wem wohl? An der Person, die ihn hinter Gittern gebracht hatte. Und das war Jane Collins. Sollte dieser Hank Selnick es tatsächlich schaffen, mit Hilfe der Schwärzen Magie dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, dann schwebte Jane Collins in höchster Lebensgefahr: Denn wer wußte schon, mit welchen Mitteln dieser Zurückgekehrte ausgerüstet war und welche Kräfte ihm mitgegeben worden waren. Über unseren Köpfen hatte sich etwas zusammengebraut, was wirklich nur durch einen Zufall ans Tageslicht gekommen war.

Nun durfte keine Minute mehr vergeudet werden.

Ich wandte mich wieder an Simon Oxford. »Ich danke Ihnen, Mr. Oxford, Sie haben mir sehr geholfen. Wenn ich Fragen habe, komme ich auf Sie zurück.«

»Können Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen. Der Bewährungsausschuß stellt sich manchmal sehr bürokratisch an, um bei einer feinen Ausdrucksweise zu bleiben.«

»Belästigen Sie den Oberinspektor nur nicht mit diesem Unsinn!« fuhr Atkins den Gefangenen an.

Ich hob den Arm. »Moment, das ist kein Unsinn. Ich werde in der Tat ein Wort einzulegen versuchen.«

»Danke, Sir!« sagte Oxford.

Wir gingen, nachdem der Direktor einen Wärter herbeigerufen hatte, der Oxford an seinen Arbeitsplatz führte.

»Da hat dieser aalglatte Bursche Sie auch noch eingewickelt, Mr. Sinclair«, sagte Atkins.

Ich schüttelte den Kopf. »Er hat mich nicht eingewickelt. Mir dafür jedoch sehr geholfen.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Aber wie denn?«

Ich überging die Frage und erkundigte mich nach einem Telefon.

»In meinem Büro.«

Wir gingen wieder hoch. Jane Collins' Rufnummer hatte ich natürlich im Kopf. Sofort wählte ich durch.

Es läutete.

Einmal, zweimal… nichts tat sich. Beim achten Durchläuten legte ich

deprimiert auf. Jane war nicht zu Hause, oder sie war bereits in die Falle getappt. Das wollte Ich nun genau wissen. Bis Ich allerdings in London eintraf, vergingen mindestens zwei Stunden. Und in dieser Zeit konnte viel geschehen.

Also rief ich Suko an. Er war zu Hause. Mit wenigen Worten informierte ich ihn.

Suko versprach, sich sofort auf seine Harley zu schwingen und loszubrausen.

Einigermaßen beruhigt legte ich den Hörer auf die Gabel. Danach hatte ich es trotzdem sehr eilig wegzukommen. Draußen regnete es noch immer. Ich lief zu meinem Wagen und startete. Das Buch nahm ich mit.

***

Jane Collins hörte das Klingeln noch auf dem Flur. Fast ließ sie die große Einkaufstüte fallen, so hastig schloß sie die Tür auf, drückte sie mit dem angewinkelten Ellbogen nach innen und stolperte in den Korridor.

Sie hob ab. »Collins.«

Nichts, die Leitung war tot. Der Anrufer hatte aufgelegt. Jane stülpte die Unterlippe vor und blies eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie war vor einigen Stunden erst nach London zurückgekehrt. Eine Ermittlungssache hatte sie nach auswärts geführt. In der Themsemetropole angekommen, fiel Jane ein, daß ihr Kühlschrank so gut wie leer war. Also kaufte sie ein.

Und jetzt stand sie da.

Jane schälte sich aus dem Mantel, auf dem noch einige Regentropfen hingen. Obwohl sie Rock und Pullover trug, fröstelte sie. In der Wohnung war es kalt. Jane drehte die Heizung höher.

Danach nieste sie zweimal. Bei ihr bahnte sich eine Erkältung an.

Dagegen half manchmal ein Grog.

Jane Collins ging in die Küche und goß sich ein Getränk auf. Zur Hälfte Rum, zur anderen Hälfte Wasser. Anschließend rief sie beim Yard an, um mich zu erreichen.

Glenda Perkins teilte ihr mit, daß ich dienstlich unterwegs war, und Jane legte ärgerlich auf. Sie hätte jetzt gern jemanden gehabt, mit dem sie ein paar Worte reden konnte.

Die Detektivin war geschafft. Der letzte Fall hatte ihr zwar einen guten Scheck eingebracht, aber auch viel Ärger. Es ging um eine dumme Versicherungssache, und Jane war vier Tage lang wie irr durch die Gegend gelaufen, um Licht in das Dunkel zu bringen.

Sie ließ sich in den Sessel sinken und nippte hin und wieder an ihrem heißen Grog. Es tat gut, wenn das Getränk die Kehle hinunterlief.

Plötzlich schellte es.

Jane Collins runzelte die Stirn. Wer stattete ihr da einen Besuch ab? Die Detektivin hatte zwar den Anrufbeantworter noch nicht abgehört, doch es kam auch vor, daß Kunden persönlich vorbeischauten.

Beim dritten Klingeln stand Jane Collins auf, strich sich durch die langen blonden Haare und ging zur Tür. Über die Gegensprechanlage bekam sie Kontakt.

Eine Frau wollte mit ihr sprechen. Jane fragte nach dem Namen.

»Ich heiße Mary Selnick.«

Die Detektivin überlegte. Der Name kam ihr bekannt vor, sie wußte allerdings im Moment nicht, wo sie ihn hinstecken sollte.

»Um was handelt es sich denn, Mrs. Selnick?«

»Kann ich Ihnen das nicht oben sagen?«

»Bitte.« Jane Collins ließ die Frau hochkommen. Nicht entfernt dachte sie an eine Gefahr und auch dann nicht, als sie die Tür öffnete und Mary Selnick vor ihr stand. Dazu machte die Besucherin einen viel zu harmlosen Eindruck.

Sie trug schwarz. Einen unmodernen dunklen Mantel, schwarze Schuhe, Strümpfe der gleichen Farbe und auch einen Hut. Ihr Gesicht war bleich. An den roten Augen erkannte Jane, daß sie geweint hatte. Ihr entging jedoch auch nicht der stählerne Glanz.

»Bitte sehr«, sagte die Detektivin höflich und gab die Tür frei.

»Danke.« Mary Selnick schritt an ihr vorbei.

»Möchten Sie nicht ablegen?« fragte Jane, als Mary Selnick durch die Diele ging.

»Sie sind sehr freundlich, Miß Collins, aber so lange bleibe ich doch nicht.«

»Wie Sie wünschen. Bitte sehr, dort geht es lang.« Jane führte die Besucherin in den Livingroom. Sie bat Mary Selnick, Platz nehmen.

»Ja, danke«, sagte die Frau und setzte sich auf die Sesselkante. Steif blieb sie dort hocken und schaute zu der blondhaarigen Detektivin hoch.

Ihre Blicke trafen sich.

Wieder bemerkte die Detektivin den harten Glanz in den Augen der Besucherin, und als hätte Mary es geahnt, senkte sie die Lider.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte Jane. Sie wußte auch nicht, wieso sie sich so unwohl fühlte, aber diese Frau irritierte sie. Mary Selnick führte etwas im Schilde. Nur was?

»Wenn Sie ein Glas Wasser hätten, wäre ich Ihnen sehr dankbar«, erwiderte Mary Selnick.

»Nur Wasser?«

»Wenn Sie Sodawasser hätten…«

»Natürlich.« Jane Collins wandte sich der Bar zu. Sie war in der Schrankwand eingebaut, die allerdings mehr aus Regalen bestand, deren Zwischenräume mit Bildern dekoriert waren. Direkt über der

Bar hing ein kleiner Spiegel. Jane hatte ihn einmal von einer Kunstmesse mitgebracht.

Die Detektivin drehte ihrer Besucherin den Rücken zu und mußte sich bücken, um das Barfach aufschließen zu können.

Das war für Mary die Chance.

Plötzlich hörte sie in ihren Gedanken wieder die Stimme ihres toten Mannes.

›Tu es jetzt. Du hast die Chance!‹ Mary versteifte noch mehr. Dann hob sie ihre Arme und begann damit, den Mantel aufzuknöpfen.

Inzwischen faßte Jane mit der rechten Hand nach dem Sodasiffon und mit der linken nach einem Longdrinkglas. Eine Sekunde später schoß der Strahl mit einem zischenden Geräusch ins Glas.

Da stand Mary Selnick auf.

Plötzlich ging ihr Atem schneller. Die Erregung hatte sie gepackt, zudem ließ ihr Mann nicht locker.

›Schnell, beeil dich! Tu es!‹ Die rechte Hand verschwand unter dem Mantel. Die Finger fanden den Griff des Messers. Ein Ruck, und Mary Selnick hielt die Klinge in der Hand.

Zwei Schritte noch trennten sie von Jane Collins. Und die Detektivin bot ihr den ungeschützten Rücken an.

›Ja, so ist gut. Ausgezeichnet…‹ Hanks Stimme lobte sie. Der Schatten war in ihr. Er förderte das Böse.

»So, Mrs. Selnick, das ist Ihr Wasser«, sagte Jane Collins in diesem Augenblick, erhob sich aus ihrer Stellung, und gleichzeitig fiel ihr Blick in den Spiegel.

Sie sah die Frau und sie sah das Messer mit der breiten Klinge in der erhobenen Faust…

***

Suko hatte Pech auf der ganzen Linie.

Zuerst sprang die Maschine nicht an. Dann, als er sie endlich soweit hatte und in die Straße einbog, spielte ein VW-Fahrer vor ihm verrückt. Entweder war der Kerl angetrunken oder er wollte Suko ärgern. Beim Überholen, scherte er plötzlich nach rechts aus, so daß Suko praktisch auf die andere Straßenseite mußte.

Und dort herrschte Gegenverkehr.

Da half kein Fluchen mehr und auch kein Schimpfen, sondern nur eine blitzschnelle Reaktion.

Suko gab Gas, kam an dem Wagen vorbei, doch die Straße war regennaß und eine regelrechte Aquaplaning-Falle. Suko konnte die schwere Maschine nicht mehr halten. Sie rutschte unter den Reifen weg, als würde sie über Schmierseife schliddern.

So ähnlich war es auch.

Der Chinese verlor zwangsläufig die Kontrolle, erreichte auch durch

Gegensteuern nichts, sondern stürzte. Rasend schnell sah Suko die Fahrbahn auf sich zukommen. Da gab es nichts mehr zu halten, die anderen Kräfte waren stärker.

Zum Glück trug der Chinese seine gepolsterte Lederkleidung und einen Schutzhelm, sonst hätte der Sturz böse enden können.

Suko rutschte über den Boden, zusammen mit der schweren Harley. Nur war die Maschine schneller und entfernte sich immer mehr von dem Chinesen.

Suko überschlug sich mehrere Male. Instinktiv rollte er sich zusammen und zog den Kopf zwischen die Schultern. Zudem hielt sein Helm und rutschte nicht vom Kopf.

Er hörte die grellen Huphörner der anderen Wagen, die Scheinwerfer schienen vor seinen Augen zu explodieren, dann bekam er einen Schlag gegen die Schulter und lag still.

Sekundenlang schloß Suko die Augen. Als er sie wieder öffnete und zur Seite peilte, sah er dicht vor sich die Reifen eines Lastkraftwagens.

Der Chinese verzog das Gesicht. Da hatte wirklich nicht viel gefehlt. Türen schlugen, aufgeregte Stimmen ertönten, jemand faßte Suko an der Schulter und wollte ihn herumdrehen.

»Danke«, sagte der Chinese mit der eisernen Kondition und Konstitution. »Ich glaube, es geht schon.«

Er kam allein auf die Füße und wurde von den Leuten angestaunt, daß er dieses nach einem Unfall überhaupt noch schaffte. Neugierige hatten einen Kreis gebildet. Eine Frau sagte: »Immer diese Motorradfahrer. Man sollte sie von den Straßen verbannen.«

»Der Fahrer hat keine Schuld«, wurde Suko von einem Mann verteidigt. »Das war der Kerl in dem VW.«

»Haben Sie die Nummer?« fragte Suko und hielt sich die rechte Schulter, die trotz der schützenden Jacke etwas abbekommen hatte.

»Nein.«

Das hatte der Chinese sich schon gedacht.

Die Polizisten kamen. Zwei Bobbys in langen Regencapes. Suko winkte dem Zeugen, und gemeinsam schritten sie auf die Bobbys zu. Dabei schaute Suko nach seiner Maschine. Sie lag ein Stück weiter, ebenfalls am Straßenrand.

Einiges hatte sie doch abbekommen, wie Suko erkennen konnte. Der Spiegel an der rechten Seite war zerstört, der andere stand in einem schrägen Winkel ab. Der Motor war ausgegangen. Mit der Harley würde er vorerst nicht mehr fahren können.

»Ein Abschleppwagen wäre wohl jetzt das beste«, schlug einer der Polizisten vor.

Suko schüttelte den Kopf. »Der kann später kommen«, sagte er. »Zuerst muß ich telefonieren.«

»Und das Protokoll?«

Suko war schon drei Schritte weitergegangen und drehte sich um. »Das hat Zeit.« Dann rannte er auf eine Telefonzelle zu. Wohl war ihm nicht in seiner Haut. Und den VW-Fahrer, den hätte er glatt erwürgen können.

***

Einen Lidschlag lang sah Jane Collins die breite, beiderseitig geschliffene Messerklinge, und sie reagierte wie ein Automat.

Bevor das Messer auf sie niederfahren und durchbohren konnte, kippte sie der Frau das Sodawasser ins Gesicht.

Mit allem hatte Mary Selnick gerechnet, damit jedoch nicht. Sie hatte die Augen weit aufgerissen gehabt, so daß das Wasser voll in sie eindringen konnte.

Plötzlich war Mary blind.

Sie schrie wütend auf und taumelte zurück, wobei sie mit dem Messer wild Um sich stach und so versuchte, Jane Collins doch noch zu treffen.

Die Detektivin sah sich vor. Sie hütete sich, in die Nähe der Frau zu gelangen, denn sie gebärdete sich wie eine Furie. Mit der freien Hand fuhr sie sich über das Gesicht und die Augen. Sie wischte das Sodawasser aus den Winkeln und konnte wieder klar sehen.

Und schon hörte sie die Stimme in ihrem Kopf. ›Bring sie um. Mach schon. Sie hat keine Chance.‹

Mary Selnick nickte und sagte: »Ja, ich mache es, Hank. Ich tu’s. Für dich, Hank.«

Über diese Worte wunderte sich wiederum Jane Collins. Mit wem sprach die Frau? Jane überlegte, ob es sich bei Mrs. Selnick nicht um eine Geistesgestörte handelte.

Gut möglich.

Aber Irre waren oft mörderisch. Gefährlich bis zur Selbstaufgabe. Sie handelten nicht rational, sondern ließen sich von ihren Gefühlen leiten, schossen, wenn sie eine Waffe besaßen einfach drauflos oder stachen auch, wie diese Mary Selnick es anscheinend tun wollte. Nur welchen Grund hatte sie, in Janes Wohnung einzudringen?

Die Detektivin streckte ihre Hand aus. Mit ruhiger Stimme sagte sie: »Geben Sie mir das Messer, Mrs. Selnick. Bitte.«

Mary schüttelte den Kopf. Ein paar letzte Sodawassertropfen flogen wie Perlen zur Seite. »Ich werde dich umbringen!« flüsterte sie heiser. »Ich töte dich!«

»Und warum?«

»Weil du am Tod meines Mannes schuld bist.«

»Dann erklären Sie es mir bitte«, forderte Jane die Frau auf. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir setzen uns jetzt hin und reden in Ruhe über den Fall. Okay?«

»Nein, zum Henker. Nichts ist okay. Gar nichts. Du Hexe bist schuld, daß Hank gestorben ist. Du hast ihn damals verhaftet. Sie haben ihn eingesperrt wie ein Tier. Sie haben ihm die. Freiheit genommen, und das alles hat er dir zu verdanken. Dir verdammtem Weib. Aber so einfach ist es nicht, einen Hank Selnick zu töten. Er ist zurückgekommen. Er steckt in meinem Körper, und er wird sich rächen. Er will, daß ich ihn räche und daß er sich rächt.« In ihrer Aufregung warf Mary Selnick alles durcheinander.

Jane Collins sah ein, daß sie diese Frau mit Worten und auf friedlichem Wege nicht von ihrer Tat abhalten konnte. Sie mußte es anders versuchen.

Nicht umsonst war sie eine ausgebildete Judo- und Karatekämpferin. Jane stand nicht zum erstenmal einem Gegner gegenüber, der sie mit einem Messer töten wollte. Die Detektivin verengte die Augen zu schmalen Sicheln, ihr Körper spannte sich, ihre Hände waren leicht gekrümmt.

Mary Selnick kam. Angestachelt von der Stimme ihres Mannes glitt sie auf Jane Collins zu. Sie hielt das Messer so, daß die Klinge nach unten zeigte, sie wollte den Stoß also von oben herab führen. Und dann mit ungeheuerer Wucht.

Jane Collins wich ein wenig zurück. Sie wollte nicht von irgendeinem Möbelstück behindert werden. Liebend gern hätte sie jetzt ihre Pistole gehabt, aber die lag in der Handtasche. Und die Tasche wiederum stand in der Diele.

Jane mußte sich mit bloßen Fäusten verteidigen.

Da kam das Messer. Es war ein ungeheuer schneller Stoß, den Mary Selnick ausführte. Jane Collins sprang zurück, das Messer wischte an ihr vorbei, aber sofort stach die Frau wieder zu. Wieder raste die Klinge von oben auf Jane Collins zu.

Doch diesmal hatte die Detektivin aufgepaßt. Sie sprang vor und unterlief den Stoß. Gleichzeitig riß sie die Arme hoch, ihre Finger umschlossen das Gelenk der Frau und drehten es hart und blitzschnell nach links.

Wollte Mary Selnick nicht mit einem gebrochenen Arm herumlaufen, so mußte sie der Drehbewegung folgen.

Sie tat es.

Mit einem Fußtritt kickte ihr Jane die Beine weg.

Mary Selnick fiel zu Boden.

»Laß los!« zischte die Detektivin.

Mary Selnick gab nicht auf. Mit ihren Füßen versuchte sie nach Jane zu treten, doch die Detektivin wich aus, statt dessen verstärkte sie den Druck des Fußes.

Plötzlich wurde Mary Selnick schlaff. Die Finger öffneten sich, das Messer rutschte ihr aus der Hand.

Jane Collins kickte es zur Seite. Dann trat sie einen Schritt zurück, behielt die Frau aber noch immer scharf im Auge.

»Stehen Sie auf!« sagte Jane hart.

Mary Selnick schaute die Detektivin an, und Jane sah, daß der harte Glanz in ihren Augen noch längst nicht erloschen war. Nein, die Frau hatte nicht aufgegeben. Sie nicht.

Jane blieb auf der Hut.

Die Selnick streckte ihren rechten Arm aus, fand eine Sessellehne und stützte sich ab. Sie kam auf die Füße. Ihr Mund war fest zusammengepreßt, so daß er einen farblosen Strich bildete, die Augen hatte sie verdreht, sie waren auf Jane Collins gerichtet.

»Sie dürfen sich setzen«, sagte Jane.

Mary nahm Platz. Wieder blieb sie auf der Sesselkante sitzen. Sie behielt auch weiterhin ihren Mantel an und legte ihre Hände flach auf die Oberschenkel.

Jane blieb stehen. Scharf musterte sie die Frau. »Jetzt berichten Sie mal, aus welchem Grunde Sie hier eingedrungen sind, um mich umzubringen.«

»Sie haben meinen Mann auf dem Gewissen!«

Jane schüttelte den Kopf. »Nein. Durch den Raub hat sich Ihr Mann selbst ins Gefängnis gebracht, das ist es. Hätte er die Bank nicht ausgeraubt, hätte ich auch meinen Auftrag nicht bekommen. Ich erinnere mich auch daran, Sie ebenfalls in der Wohnung gesehen zu haben, als ich ihn stellte.«

»Sie hätten wieder gehen sollen.«

»Es war mein Job.«

»Durch Ihren Job«, die Frau lachte hart auf, »haben Sie eine Lawine ausgelöst. Hank ist zwar tot und begraben, aber sein Geist lebt weiter. Er wußte, daß er sterben würde und hat sich vor seinem Tod etwas einfallen lassen. Wissen Sie eigentlich, daß der Geist eines Menschen nach dessen Ableben noch weiter existiert? Wußten Sie das, Miß Collins?«

»Vielleicht«, erwiderte Jane ausweichend, weil sie noch nicht genau wußte, wohin die Bemerkung genau zielte.

»Sie können das gar nicht wissen«, erwiderte Mary Selnick. »Aber ich weiß es, und ich weiß auch, daß ich stärker bin als Sie, Miß Collins. Zusammen mit meinem Mann.«

»Was ist geschehen?« fragte Jane. Sie war weit davon entfernt, die Worte der Frau als Unsinn abzutun, schließlich hatte sie schon viel erlebt, und sie wußte, daß es Dinge gab, die sich mit dem normalen Verstand nicht erklären ließen. Und das Leben nach dem Tod war auch existent, denn Jane Collins hatte es am eigenen Leibe erfahren, damals, auf einer Insel vor dem griechischen Festland, als ihr Geist den Körper bereits verlassen hatte und durch die anderen Sphären

gewandert war.[2]

Ihre Blicke trafen sich. Sie fraßen sich förmlich ineinander, und Jane sah auch das Lächeln, das die Mundwinkel der Frau kerbte.

Dann geschah etwas Grauenhaftes.

Mary Selnick öffnete die Lippen. Dabei fiel sie zurück und prallte mit dem Rücken gegen die Lehne. Ihre Hände verkrampften sich zu Fäusten. Gleichzeitig trat die Zunge aus dem Mund hervor, und Mary schnappte gierig nach Luft.

Jane ging vor. »Was ist mit Ihnen, Mary?« fragte sie. »Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Vergessen war der Mordversuch. Jane Collins sah im Mary Selnick eine Person, die ihre Hilfe brauchte.

Doch das war nicht nötig. Mary hatte das Böse in sich unterschätzt.

Und es brach hervor. Der Geist des Hank Selnick drang aus dem Mund seiner Frau.

Der Schatten kam.

Janes Augen wurden groß, als das schwarze, gestaltlose Etwas aus dem Mund kroch und sich sofort im Zimmer ausbreitete. Die Detektivin spürte die Kälte, die dieser Schatten mitbrachte, die Kälte einer anderen Dimension, eines Weltalls.

Der Schatten drehte sich, huschte über den Teppichboden und wuchs an der Wand hoch.

Deutlich zeichnete sich die Gestalt eines Mannes ab. Im nächsten Augenblick breitete er die Arme weit, aus und fiel dann auf Jane Collins zu…

***

Es regnete nach wie vor.

In langen Schleiern fiel das Wasser vom Himmel. Die Wolken hingen so tief, daß man das Gefühl haben konnte, sie würden von den Baumwipfeln gekitzelt.

Bei diesem Wetter machte die Fahrerei wirklich keinen Spaß.

Aber ich mußte zurück.

London wartete. Unter Umständen schwebte Jane Collins in höchster Lebensgefahr.

Ich fuhr rechts, auf der Überholspur. Bei diesem Wetter riskant, doch zum Glück konnte ich mich auf die Reifen des Bentleys verlassen. Auf Yardkosten wurde mein Wagen alle drei Monate gut durchgecheckt, und das hatte sich bewährt.

Spritzwasser gischtete auf und wurde von den Schmutzfängern gebremst, so daß die Wasserfahnen nicht so lang waren, die ich hinter mir herzog.

Es herrschte nur mittelmäßiger Verkehr. Wer nicht unbedingt fahren mußte, blieb lieber zu Hause. Allerdings war die Strecke nach London

mehr befahren, als die Gegenseite.

Das Buch steckte nach wie vor in meiner Tasche. Wieder hatte ich es mit einem Buch zu tun, und ich wurde automatisch an einen Fall erinnert, der noch gar nicht lange zurücklag. Dort war mir zum erstenmal das Buch der grausamen Träume begegnet, ein uralter Foliant, der Licht in das Dämonenreich bringen konnte, wo niedergeschrieben worden war und in dem unter anderem stand, wie man den Schwarzen Tod besiegen konnte.

Fast hätte ich das Buch gehabt, doch der Schwarze Tod hatte es mir im letzten Augenblick entrissen.[3]

Jetzt war ich natürlich hinter dem Buch her wie der Teufel hinter der Seele. Denn wenn ich es bekam, hatte ich einen Sieg errungen.

Das Radio hatte ich eingeschaltet und ließ mich von Schlagermusik berieseln. Zwischendurch brachte der Sender Werbung und auch einmal einen informativen Bericht.

Alles nahm ich nur im Unterbewußtsein wahr, und als der kleine Kasten aufhörte zu spielen, merkte ich das nicht.

Erst nach ein paar Minuten fiel es mir auf.

Ich faßte nach dem Einschaltknopf, drehte ihn herum, doch er zeigte keine Reaktion. Das Radio war an, spielte aber nicht.

Seltsam…

Ich maß diesem aber keine weitere Bedeutung zu und nahm es als einen technischen Defekt hin.

Weiter fuhr ich. Meile um Meile fraß der Bentley. Ich huschte an den Lastwagen vorbei, die mir wie große Schatten vorkamen. Die Hälfte der Strecke hatte ich bereits hinter mir, als mir einfiel, daß ich in London anrufen konnte. Janes Nummer war gespeichert. Ich ging auf die linke Seite und automatisch mit der Geschwindigkeit herunter, da sprechen und gleichzeitig fahren schlecht auf einen Nenner zu bringen war.

Ich tippte die Nummer, bekam jedoch keine Verbindung. Ich war noch zu weit von London entfernt, hinzu kamen Atmosphärenstörungen, bedingt durch die schlechten Wetterverhältnisse.

Enttäuscht hängte ich ein. Meine Sorgen waren nicht weniger geworden, im Gegenteil.

Vor mir kroch ein Lastwagen über die Fahrbahn. Die Reifen wühlten schmutzige Wasserschleier hoch, die gegen meine Frontscheibe platschten. Ich setzte zum Überholen an und fuhr rechts vorbei. Die Wischer arbeiteten im Schnellgang.

Geschafft.

Und da fiel das Licht aus.

Überrascht drehte ich den Schalter. Nichts tat sich. Es blieb dunkel.

Zwei Sekunden später erstarb der Motor. Gleichzeitig spürte ich die

Kälte, die sich innerhalb des Wagens ausbreitete.
Dann ging alles Schlag auf Schlag. Eine unsichtbare Faust schien den Bentley am Heck anheben zu wollen, auf jeden Fall geriet der Wagen auf der nassen Straße ins Schlingern.
Und das war gefährlich.
Hastig steuerte ich gegen, bekam ihn für einen Moment auch wieder in den Griff und spürte die eisige Kälte, die auch auf mich übergriff.
Für Sekundenbruchteile verschwamm die Scheibe vor meinen Augen, wurde zu einer roten Soße, und ich wußte, daß mich jemand aus dem Dämonenreich attackierte.
Nur wer?
Wieder bekam der Wagen einen Stoß. Diesmal von der rechten Seite. Er rutschte auf der nassen Fahrbahn wie auf Schmierseife. Ich steuerte gegen, irgend jemand hupte wie verrückt, der Straßenrand kam immer näher, den Fuß hatte ich bereits längst vom Gas genommen und pumpte jetzt auf die Bremse.
Sie packte nicht.
Es wurde kritisch.
Schweiß stand mir auf der Stirn. Das Atmen fiel mir plötzlich schwer, vor meinen Augen wogte eine rote Wand, ich keuchte, kämpfte verbissen gegen die Attacke an und schaffte es, den Bentley so herumzureißen, daß er die Fahrbahn verließ.
Wie ein Bulldozer durchbrach die lange Kühlerschnauze das Gebüsch am Straßenrand. Die Zweige knickten weg, als wären sie Streichhölzer. Reifen wühlten den Boden auf. Dreck und Schlamm spritzten hoch. Ich sah den Graben nicht, merkte ihn jedoch, denn der Bentley schlug mit den beiden Vorderrädern ein.
Dann stand er.
Ich wurde erst nach vorn geschleudert, bis der Gurt mich hielt und fiel zurück. Mit dem Kopf schlug ich gegen die Nackenlehne. Zum Glück war der Aufprall nicht hart.
Dann sah ich wieder klar.
Sofort spürte ich die Bedrohung.
Es war eiskalt geworden, und diese Kälte breitete sich noch weiter aus.
Aber sie drang nicht aus dem Polster oder dem Motorraum, sondern ich selbst strömte sie aus.
Sie kam aus meinem Körper!
Oder?
Das Buch fiel mir ein. Glasklar kristallisierte sich der Gedanke durch die roten Wogen, die mein Gehirn zum Platzen bringen wollten.
Noch hockte ich vor dem Lenkrad, und es fiel mir verflixt schwer, den Arm zu heben. Wie eine Schlange krochen meine Finger in den Jackettausschnitt.

Das Buch steckte in der Innentasche. Zentimeter für Zentimeter bewegte ich die Hand weiter. Zwei Finger glitten unter die Knopfleiste des Hemds durch, die berührten das Kreuz, und auf einmal ging es mir besser.

Es war, als würde ein Strom von diesem Kreuz ausgehen und die Kälte vertreiben.

Doch ich dachte an das Buch.

Noch einmal riß ich mich zusammen, bekam es zu fassen und erschrak, da sich das Buch anfühlte wie ein Eisbrocken.

So kalt!

Ich zog es hervor, bog das Gelenk zu einem Winkel und warf das Buch auf den Beifahrersitz.

Dort blieb es liegen.

Tief holte ich Atem. Dann löste ich den Sicherheitsgurt, denn ich wollte unbedingt aus dem Fahrzeug. Zweimal mußte ich hinfassen, bevor ich den Riegel zurückschieben konnte. Mit dem Ellbogen drückte ich die Tür auf, konnte mich jedoch nicht halten und kippte aus dem Bentley.

Mit der rechten Hand stützte ich mich ab. Die Finger versanken im feuchten Schlamm. Regen traf meinen ungeschützten Kopf. Ich jedoch kroch weiter aus dem Wagen hervor, stand dann mühsam auf und stützte beide Hände auf das Dach.

Tief atmete ich durch.

Sofort verschwand die Übelkeit und das Gefühl der Kälte. Es war alles wieder normal.

Oder fast normal.

Denn als ich mich umschaute, erkannte ich, was zwischendurch geschehen war.

Die Schatten waren gekommen.

Und sie hatten mich umstellt!

***

Der Schatten wuchs!

Er wurde größer und größer, nahm die Gestalt eines wahren Riesen an und füllte das Zimmer. Er zitterte an den Wänden, bewegte sich unter der hellgestrichenen Decke, so daß sie die Farbe eines dunklen Grau annahm.

Jane Collins wich zurück.

Plötzlich spürte sie eine mörderische Angst. Stahlklammern schienen ihr Herz einzuengen, das Blut rauschte in ihrem Kopf, hämmerte in den Schläfen, und abwehrend streckte sie die Arme aus.

Mary Selnick aber lachte. Ihr irres Gekicher brandete durch den Raum. Sie klatschte dabei in die Hände. Zur Fratze war der Mund verzogen, und über die Lippen rann Speichel.

Für sie war es eine Freude zu sehen, wie der Schatten mit der verhaßten Jane Collins abrechnete.
Er würde sie fressen!
»Schrei, wenn dich der Schatten frißt!« brüllte Mary Selnick wie wahnsinnig. Sie stand auf, reckte die Arme und ballte drohend die Hände.
Jane stieß mit dem Rücken gegen die Wand. Sie wollte nach rechts laufen, dort wo die offen stehende Tür in die Diele führte, doch der Schatten versperrte ihr den Weg.
Wie eine dunkle Wand wuchs er hoch, zitterte, vibrierte und kam immer tiefer.
Die Detektivin fiel auf die Knie.
Sie dachte an ihr kleines silbernes Kreuz, das um ihren Hals hing. Es war ein Talisman, er war auch geweiht, aber er besaß nicht die Kraft, die in dem Kreuz steckte, das John Sinclair gehörte. Es half gerade noch gegen Vampire, nicht aber gegen gestaltlose Monster aus einer anderen Dimension.
Jane spürte die Kälte, die ihr entgegenströmte. Der Tod schien nach ihr zu greifen, das Grauen manifestierte sich. Wie von selbst rutschte ihr das Kreuz aus der Hand und fiel zu Boden.
Plötzlich war der Schatten da dann direkt über ihr.
Jane schrie!
Ihre verzweifelte Stimme gellte durch das Zimmer und erstickte in einem Gurgeln.
Schließlich gab es nur noch den Schatten.
Mehr nicht.
Jane Collins aber war verschwunden.
Der Schatten hatte sie gefressen!

***

Der Taxifahrer war gerast, als säße ihm der Satan höchstpersönlich im Nacken. In einer aufspritzenden Wasserwoge stoppte der Wagen vor dem Haus, in dem Jane wohnte. Bezahlt hatte Suko schon vorher. Wie eine Rakete zischte er aus dem Wagen und rannte auf den Eingang des Hauses zu.
Der Portier bekam große Augen, als der Chinese an ihm vorbeistürmte. Suko kümmerte sich nicht um sein Gezeter, hetzte zum Aufzug, hatte Glück, daß eine Kabine unten war und fuhr hoch.
Jede Sekunde war wichtig, wenn er Jane Collins noch retten wollte.
Die Kabine stoppte.
Suko sprang in den Flur. Er dehnte sich zu beiden Seiten aus, war ziemlich breit, und die Türen zu den einzelnen Wohnungen befanden sich rechts und links des Gangs.
Schon auf dem Weg hörte Suko die Schreie.

Seine Nackenhaare sträubten sich, eine Gänsehaut rann über seinen Rücken.
Kam er zu spät?
Die Tür zum Apartment!
Die Zeit, erst lange zu klingeln, nahm der Chinese sich nicht. In der Wohnung schwebte ein Mensch in höchster Gefahr, und Suko griff zu einer radikalen Methode.
Über die Flurbreite nahm er Anlauf, dann startete er und warf sich mit voller Wucht gegen die Tür.
Sie zitterte, aber sie hielt.
Noch einmal.
Sukos Schultern schmerzten jetzt beide. Die eine noch von seinem Unfall.
Der zweite Versuch klappte.
Mit einem splitternden und krachenden Geräusch brach die Tür aus dem Rahmen, und der Chinese wurde mitsamt der Fassung und dem Holz in die Wohnung katapultiert.
Während sich Suko noch im Sprung befand, streckte er beide Arme aus, fing mit den Händen den Sturz ab und vollführte eine Rolle vorwärts. Sofort stand Suko wieder auf den Beinen, zog seine Pistole und stürmte laut rufend in den Livingroom.
»Jane? Wo bist du?«
Zwei Schritte hinter der Tür blieb der Chinese stehen.
Jane Collins war nicht da. Dafür jedoch eine andere Frau. Sie trug einen langen Mantel und hockte am Boden.
Aus ihrer Froschperspektive starrte sie Suko böse an.
Der Blick des Chinesen flog unwillkürlich zum Fenster, es war geschlossen.
Aber er hatte Janes Schreien gehört.
»Wo ist sie?« Hart sprach Suko die Frau an.
Er bekam keine Antwort.
Suko ging wieder zurück und schaute schnell im Bad und im Schlafzimmer nach. Auch dort war von der Detektivin keine Spur zu finden.
Aus dem Flur vernahm Suko aufgeregte Stimmen. Der Krach war schließlich nicht zu überhören gewesen, und schon tauchten die ersten neugierigen Gesichter im Türrahmen auf.
Suko drehte sich um. Die Hausbewohner sahen seine Waffe und zogen sich erschreckt zurück.
Der Chinese ging wieder zurück.
Die Frau hielt sich noch immer am Boden auf. Jetzt war ihr Gesicht eine lächelnde Fratze, anders konnte man den Ausdruck nicht bezeichnen.
»Wo ist sie?« fragte Suko.

»Wer?«

Der Chinese holte tief Luft. Es kostete ihn verdammt Mühe, die Ruhe zu bewahren. Hier ging es um Leben und Tod, und diese Frau hockte einfach in der Wohnung herum und amüsierte sich.

»Wie kommen Sie in dieses Apartment?« fragte Suko.

»Sie hat mich reingelassen.«

Suko ging einen Schritt vor. »Und wo ist sie jetzt, zum Teufel?«

Da begann die Frau zu lachen. »Teufel ist gut!« geiferte sie. »Ja, wahrscheinlich ist sie auch dort. Der Schatten er hat sie gefressen!«

»Was hat der Schatten?« Suko verstand nur Bahnhof. Diese Frau redete wirr, Suko verstand nichts. Er ging noch näher auf sie zu, und da reagierte Mary Selnick.

Urplötzlich warf sie sich zur Seite. Ihre rechte Hand, die sie bisher versteckt hinter dem Körper gehalten hatte, wurde sichtbar. Die Finger umschlossen den Knauf eines Messers.

Sofort hob Mary Selnick den Arm, um die Klinge zu schleudern. Suko schaffte es nicht mehr, sie mit den Fäusten davon abzuhalten. Er mußte schießen.

Der Chinese drückte ab.

Überlaut peitschte der Schuß. Mary Selnick stieß einen Schrei aus und wurde nach hinten geworfen. Sie fiel auf die Seite, das Messer entglitt ihrer Hand, und mit schockgeweiteten Augen schaute sie auf ihren blutenden rechten Unterarm, wo sie das silberne Projektil getroffen hatte.

»Das hätten Sie sich sparen können«, sagte Suko kalt. Er hob das Messer auf und steckte es weg.

»Hau ab!« giftete ihn Mary an. »Auch dich wird der Schatten fressen, wie diese verdammte Collins.«

Suko ging neben der Verletzten in die Knie. Dabei besah er sich ihre Wunde. Sie war nicht weiter schlimm. Ein Streifschuß. Die Kugel hatte eine Furche in das Fleisch gezogen.

Der Chinese wickelte sein sauberes Taschentuch um die Wunde. Die Blutung wurde etwas gestoppt.

Dann hörte er Geschrei aus dem Flur. Als er sich umdrehte, stürmten vier Polizisten in den Raum. Zwei hielten Revolver in den Händen. Eine barsche Stimme befahl: »Hoch mit dir, Freund!«

Suko stand auf und hob sicherheitshalber die Hände. Dann hatte er Glück, denn einer der Beamten kannte ihn. Suko befand sich mittlerweile lange genug in London und hatte mich auf manch harten Einsätzen begleitet, in denen uns auch uniformierte Kollegen zur Seite gestanden hatten.

Die Beamten waren beruhigt, nachdem der Mann eine Erklärung abgegeben hatte.

Sie wollten jedoch wissen, was geschehen war.

Da lachte Suko bitter auf und erwiderte: »Sorry, das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Am besten wird es sein, Sie fragen diese Frau dort.« Der Chinese deutete auf die immer noch am Boden hockende Mary Selnick.

Zuerst einmal schauten die Beamten nach ihrer Verletzung. Sie nickten zufrieden, denn es war nichts Ernstliches. »Wir werden Sie im Revier verarzten«, sagte der Sergeant.

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, beim Yard.«

»Wieso, soll die Frau zum Yard geschafft werden?«

»Genau.« Der Chinese war schon unterwegs zum Telefon. Er kannte nicht nur meine Nummer, sondern auch die von Sir Powell. Obwohl der Superintendent nicht gerade Sukos Busenfreund war Powell gefiel es nicht, daß der Chinese die meisten Fälle mitlöste, hörte er doch gespannt zu, was Suko zu sagen hatte.

»Okay, kommen Sie mit der Frau her!«

»Danke, Sir.« Suko legte auf.

Die Polizisten hatten inzwischen die Handtasche der Frau durchsucht und auch Mary Selnicks Papiere gefunden. Einer hielt den Ausweis in der Hand. Laut las er vor.

»Mary Selnick.« Er schaute Suko an. »Sagt Ihnen der Name vielleicht etwas?«

»Nein.« Suko bückte sich und faßte die Frau unter. So konnte er ihr hochhelfen. »Wir werden jetzt gemeinsam zum Yard fahren«, sagte er. »Ich bin gespannt, was Sie uns noch alles zu erzählen haben!«

Mary blieb stehen. Sie stemmte sich gegen den Griff und zischte. »Gar nichts werde ich sagen, du mieser Chink. Denn die Schatten werden auch dich fressen, das schwöre ich…«

***

Der Regen wirkte wie eine graue Wand, in der es hin und wieder hell aufglitzerte. Deshalb hoben sich die Schatten so deutlich mit ihrer Schwärze von der Regenwand ab.

Es waren furchteinflößende Gebilde, hochgewachsen, doppelt so groß wie ein Mensch, mit bizarrem, hin- und herzitternden Konturen. Sie erinnerten nur entfernt an Menschen, ansonsten wirkten sie mehr wie Fledermäuse.

Ich versuchte zu zählen.

Drei, nein, vier Schatten standen vor mir. Zwei an den Seiten, also links und rechts und hinter mir?

Ich drehte blitzschnell den Kopf und schaute über das Autodach hinweg. Neben der anderen Seite des Bentleys wuchs ebenfalls ein Schatten in die Höhe. Dahinter verlief die Straße, wie eingewaschen in der grauen Regensuppe, die von den Scheinwerfern der vorbeifahrenden Wagen kaum erhellt wurde.

Obwohl ich fast eine Karambolage verursacht hätte, kümmerte sich keiner der anderen Fahrer um den Vorfall. Sie hatten ihren Weg kurzerhand fortgesetzt. Und niemand ahnte wohl, welch ein Drama sich am Rande des Motorways anbahnte.

Ich hatte keine Ahnung, wer die Schatten geschickt hatte, sondern nur einen Verdacht.

Drei große Gegner hatte ich.

Der Schwarze Tod, Myxin, der Magier und der Spuk. Zählte man allerdings Asmodina, die Tochter des Teufels, hinzu, die jedoch noch nicht völlig erstarkt war, dann waren es vier.

Und einer davon herrschte im Reich der Schatten.

Es war der Spuk!

Er war der Dämon, in dessen Reich die Seelen der getöteten Dämonen ihre ewige Pein fanden und normalerweise nicht zurückkamen, um als Schatten dahinzuvegetieren.

Aber jetzt waren die Schatten da.

Hatte es einen Riß in den Dimensionenschichten gegeben?

Ich wußte es nicht, aber ich würde es erfahren. Da war ich mir sicher. Noch warteten die Gebilde, noch griffen sie nicht an, so daß ich Zeit fand, mein Kreuz über den Kopf zu ziehen. Locker behielt ich es in der Hand.

Der Regen strömte aus den tiefhängenden Wolken. Mein Mantel lag im Wagen, und der Anzug schützte mich auch nicht mehr. Er war nur noch ein feuchter Lappen. Naß bis auf die Knochen stand ich vor meinem Bentley.

Hinter mir glaubte ich eine Bewegung zu spüren. Und dann sah ich den Schatten wie er um die Kühlerhaube des Wagens herumschritt und mein mitgenommenes Buch in der Hand hielt.

Ich wollte den Schatten aufhalten, doch etwas anderes nahm meine Aufmerksamkeit gefangen.

Etwa zwanzig Schritte vor mir glühte in der Regenwand etwas auf. Es war wie ein Feuer, das sich nach allen Seiten schnell ausbreitet, um sich zu einem kugelförmigen Gebilde zu drehen.

Inmitten der Kugel schwebte eine Gestalt.

Der Spuk!

Ja, ich erkannte ihn genau. Er trug wieder seinen langen dunklen Umhang und die Kapuze über dem Kopf. Von seinem Gesicht war nichts zu erkennen. Dort, wo es sich normalerweise befinden mußte, gab es nur einen absolut schwarzen Fleck.

Für mich, den Betrachter, sah es so aus, als würde der Spuk keine Verbindung mit dem Erdboden besitzen. Er schwebte nur in der Luft.

Eine schreckliche Gestalt. Makaber, grauenhaft und durchflutet von dem absolut Bösen.

Der Schatten übergab ihm das Buch.

Er tauchte einfach in die Kugel hinein und verschwand ebenso wie das geheimnisvolle Buch, mit dessen Hilfe dieser Hank Selnick eine gefährliche Beschwörung durchgeführt hatte.
Ich hob die rechte Hand. Hoch hielt ich mein Kreuz, damit der Spuk den silbernen Talisman auch sehen konnte und wußte, daß ich nun geschützt war.
Er lachte. Dieses Geräusch dröhnte mir entgegen, und es hörte sich verdammt siegessicher an. Irgend etwas hatte der Spuk in der Hinterhand. Weil er selbst nicht damit herausrückte, stellte ich ihm die Frage. Laut rief ich ihm entgegen: »Was willst du mit dem Buch? Warum hast du es dir nicht früher geholt?«
Der Dämon lachte, »Weil ich nicht wußte, wo es sich befand. Aber irgendwann einmal würde jemand das Buch finden, die Zeichen darin lesen und mit der Beschwörung beginnen. Das genau ist geschehen. Die Schatten wurden frei.«
»Welche Schatten? Die der Dämonen?«
»Nein, die sind verdammt. Es sind die Schatten der Dämonendiener. Die Seelen der Verstorbenen, die während ihrer Lebzeit versucht haben, sich ewiges Leben zu erkaufen, oder einen Pakt mit der Hölle zu schließen.«
»Dann hast du sie betrogen?« schrie ich gegen das Rauschen des Regens an.
»Nein, Geisterjäger, nicht direkt. Sie sind ja weiterhin existent, nur daß ich wieder über dich stolpern mußte, war für mich ein mehr als glücklicher Zufall. Aber weiter. Die Schatten leben in einem Zwischenreich, wo sie leiden und auch hoffen, irgendwann einmal in einen Körper zurückkehren zu können. Nur so einfach mache ich es ihnen nicht. Sie müssen sich diese Rückkehr erst einmal verdienen. Ich stelle ihnen Aufgaben, die sie lösen.«
Wie diese Aufgaben aussahen, das konnte ich mir sehr gut vorstellen. Der Spuk war ein Dämon, und für Dämonen gab es nur das absolut Böse. Die Schatten würden nicht anders reagieren. Mir wurde bewußt, daß mit ihnen eine ungeheuere Gefahr heranwuchs, die zwar noch im Keim steckte, jedoch längst nicht erstickt worden war. Abermals vernahm ich die Stimme des Spuks. »Wer seinen Schatten verkauft, muß auch die Folgen tragen.«
»Und Hank Selnick hat ihn verkauft?« fragte ich laut.
»Ja.«
»Was hat er damit erreicht?« wollte ich wissen.
»Er kann zurückkehren und sich rächen.«
Ich wußte genau, wie diese Rache aussah. Trotzdem fragte ich den Spuk: »An wem soll er sich rächen?«
Der Dämon lachte, und sein Gelächter brandete durch den strömenden Regen. »Das weißt du genau, Geisterjäger. Wie heißt

deine hübsche Freundin noch? Jane Collins, nicht wahr?«
»Was hast du ihr angetan?« Ich ballte die Hände.
»Sie wartet auf dich in deiner Wohnung, Geisterjäger. Ich habe das Buch. Mehr wollte ich vorerst nicht. Ich bin nur froh, daß es nicht in deine Hände gefallen ist. Aber wir sehen uns wieder, John Sinclair, sehr bald schon!«
Nach diesen Worten verblaßte die rote Kugel, in deren Mitte sich der Spuk aufhielt. Dann war er verschwunden. Und mit ihm die Schatten.
Allein stand ich im strömenden Regen. Und ich kam mir hilflos vor, jawohl. Dieser Dämon hatte mich regelrecht vorgeführt. Wie einen Schuljungen. Die Runde ging glatt an ihn.
Aber noch war das Finale nicht eingeläutet.
Ich schaute mir meinen Wagen an. Aus eigener Kraft bekam ich ihn nicht frei. Die Vorderräder steckten im Graben. Ich hoffte nur, daß der Achse nichts geschehen war.
Und dann hatte ich Glück.
Auf dem Motorway kreiste ein verwaschenes rotes Licht, ähnlich dem, in dessen Zentrum der Spuk gestanden hatte. Diesmal jedoch war mir das Licht willkommen.
Schon hörte ich Stimmen.
Kollegen der Motorway Police brachen durch die Büsche. Die Männer trugen lange Regenumhänge, eine Taschenlampe blitzte, die Beamten entdeckten den Wagen und dann auch mich.
»Sie schickt der Himmel!« begrüßte ich sie.
»Moment, hier soll es brennen«, sagte der Streifenführer. »Wir sind alarmiert worden.«
Ich lächelte und zeigte meinen Ausweis. »Es war wohl ein Fehlalarm.« Dann mußte ich niesen. Verflixt, die Erkältung breitete sich schon aus. »Außerdem regnet es. Und dieser Landregen löscht wohl jedes Feuer.«
Der Meinung waren die Kollegen auch.
»Da hat uns jemand einen Streich gespielt«, wurde behauptet.
Ich holte meinen Burberry aus dem Wagen und zog ihn über. »Sie könnten mir allerdings helfen, den Wagen wieder flott zu bekommen«, bat ich die Männer.
»Wie ist das denn passiert?«
Ich hob die Schultern. »Aquaplaning.«
Der Streifenführer schaute mich mit gerunzelter Stirn an. »Zu schnell gefahren, wie?«
»Vielleicht.«
Ich hatte keine Lust, eine lange Erklärung abzugeben, sie würden mir doch nicht glauben, und was die Männer dachten, war mir im Prinzip egal.
Es wurde eine Quälerei, aber gemeinsam schafften wir es, den

Bentley wieder flott zu bekommen. Ich bedankte mich bei den Männern, setzte mich in das Fahrzeug und fuhr los. Zum Glück war der Achse nichts geschehen. Wir hatten sorgfältig nachgeschaut.

Der Spuk hatte von Jane Collins gesprochen. Um sie machte ich mir die größten Sorgen. Der Spuk hatte davon gesprochen, daß sie in meiner Wohnung warten würde.

Aber wie kam sie dorthin?

Ich war sicher, daß dieser Dämon wieder eine gemeine Teufelei ausgeheckt hatte.

Sobald ich die Peripherie von London erreichte, wollte ich versuchen, wenigstens mit Suko in einen telefonischen Kontakt zu treten. Er war ja auf dem Weg zu Jane.

Suko kam mir jedoch zuvor.

Plötzlich summte das Telefon. Ich hob ab und meldete mich.

»Gut, daß ich dich erreiche, John!« vernahm ich Sukos quäkende Stimme.

»Was ist passiert?«

»Der Teufel ist los.«

»Erzähle.« Ich fieberte auf einmal.

Der Chinese berichtete, was sich in Janes Wohnung getan und was er vorgefunden hatte.

»Und wo steckt Jane?« fragte ich ihn.

»Keine Ahnung.«

Auch das noch. Sollte der Spuk recht behalten, daß sich Jane wirklich in einem Apartment aufhielt? Ich versprach Suko, so rasch wie möglich ins Büro zu kommen, doch zuvor wollte und mußte ich noch bei mir vorbeischauen.

Es ist schlimm, wenn jemand wie ich irgendwo hilflos in einem Wagen sitzt und nicht direkt eingreifen kann, sondern nur ein Statistendasein führt.

Jane sollte also bei mir zu Hause sein. Okay, ich wollte es versuchen.

Noch langsamer fahrend, wählte ich meine eigene Telefonnummer. Wenn sie wirklich da war, würde sie abheben.

Es läutete durch. Einmal, zweimal, dreimal nichts tat sich. Beim achten Mal gab ich auf. Ich war einem Bluff auf den Leim gegangen. Der Spuk hatte mich ausgetrickst.

Wütend warf ich den Hörer wieder zurück. Trotzdem wollte ich noch bei mir vorbeifahren. Ich mußte die Kleidung wechseln. Heizung und Gebläse waren aufgedreht. Die Luft sorgte dafür, daß meine Klamotten anfingen zu dampfen.

Ich erreichte London und wühlte mich durch den innerstädtischen Verkehr. Es war eine reine Quälerei bei dem Wetter. Als ich das Apartmenthaus schließlich erreichte, atmete ich auf. Mit dem Lift zischte ich hoch. Bevor ich mein Apartment betrat, warf ich noch

einen Blick auf das Türschloß.

Es war unbeschädigt. Niemand hatte sich während meiner Abwesenheit daran zu schaffen gemacht. Einigermaßen beruhigt steckte ich den Schlüssel ins Schloß.

Ich durchquerte die Diele, betrat den Livingroom und blieb wie vom Donner gerührt stehen.

Jane Collins war da. Der Spuk hatte sein Versprechen allerdings nur zum Teil gehalten. Nun wurde mir auch klar, warum niemand abgehoben hatte, denn Schatten können nicht telefonieren…

***

Es war die grausame Wahrheit. Ich fand von Jane Collins nur noch den Schatten in meiner Wohnung.

Für einen Moment bekam ich Angst. Angst vor der ganzen brutalen Wahrheit, mit der ich konfrontiert worden war.

Der Schatten saß in meinem Lieblingssessel. Er zeichnete dort einen dunklen Streifen genau körpergerecht nach. Man konnte meinen, daß Jane Collins dort hockte.

Ich wischte mir über die Augen, wollte sprechen, doch ich brachte einfach keinen Ton hervor.

Dafür redete Jane. Ihre Stimme, die hatte sich verändert. Sie schien von überallher zu kommen, sie drang von allen Seiten auf mich ein, als würde sie durch eine gute Stereo-Anlage kommen. »Jane?« fragte ich. Sie ließ mich gar nicht zu Wort kommen, sondern redete weiter. So fremd, so kalt, so grausam.

»Er hat mich gefressen, John. Der Schatten hat mich regelrecht gefressen!«

»Welcher Schatten?« rief ich. »Der in meiner Wohnung war. Zusammen mit dieser Frau, mit Mary Selnick.«

»Dann war es ihr Mann!«

»Ja, John.«

Ich holte tief Luft, denn ich fürchtete mich irgendwie vor der nächsten Frage. »Wo befindet sich dein Körper, Jane?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. Endlos lange, wie mir schien. Ich geriet ins Schwitzen. Aus allen Poren drang mir der Schweiß und lag als kalte Schicht auf meiner Stirn, wo er sich zu kleinen Tropfen sammelte, die an meinen Wangen entlang dem Hals entgegenliefen.

Janes Schatten bewegte sich. Er rutschte etwas zur Seite und glitt dabei über den Sesselstoff. »Ich habe keine Ahnung, wo sich mein Körper befindet. Sie müssen ihn weggeschafft haben. Nach irgendwohin. Ich weiß es nicht…«

Ich stöhnte auf. Hilflos fühlte ich mich. So verdammt hilflos. »Wie kann ich dir helfen, Jane?«

»Du kannst mir nicht helfen, John. Niemand kann es. Vielleicht der

Spuk, der mich hierher geschickt hat, aber sonst wird es keiner schaffen. Es ist… es ist aus.«

Das hatte ich befürchtet. Meine schlimmsten Ahnungen bestätigten sich. »Und wie soll es weitergehen, Jane?«

Ich bekam keine Antwort.

»Jane, sag etwas! Sag, wo du dich aufhältst. Wo befindet sich das Reich der Schatten. Ich werde zu euch kommen und dich holen. Bitte, Jane, rede!«

Ich sprach gegen einen leeren Sessel. Denn der schwarze Schatten löste sich langsam auf. Er wurde zu einem grauen Schemen und war dann ganz verschwunden.

Einfach weg.

Ich stand allein.

Und ich fühlte mich allein. Schrecklich verlassen, grausam im Stich gelassen. Ich preßte meine Hände vor das Gesicht und setzte mich auf einen Stuhl. Mindestens fünf Minuten blieb ich so sitzen. Aber davon hatte ich auch nichts. Wenn ich hier herumsaß, machte ich Jane nicht zu einem normalen Menschen. Es gab nur einen Weg. Ich mußte versuchen, ihren Körper zu finden, um ihn und den Schatten wieder zu vereinen, damit Jane Collins so wurde wie früher.

Aber wie? Welche Spur hatten wir denn? Ein Name fiel mir ein. Mary Selnick.

Ja, das war die Spur. Sie konnte uns helfen. Nein, sie mußte uns helfen.

Die Depression verging, ich war wieder fit. In meinem Innern breitete sich ein ungeheurer Zorn aus, Ich würde Janes Körper finden. Koste es, was es wolle.

Hastig sprang ich auf. Die fünf Minuten Dusch- und Umziehzeit, die nahm ich mir.

Danach hielt mich nichts mehr in der Wohnung. Meine Ziel war Scotland Yard.

***

Über der Tasse Kaffee standen die Dampfwolken. So heiß war das Getränk. Aber Mary Selnick rührte es nicht an. Stumm hockte sie auf ihrem Stuhl.

Stumm und reglos.

Sie hatte kein Wort gesprochen, keine Angaben zu ihrer Person gemacht und nicht auf eine Frage geantwortet. Nur zweimal hatte sie ein wenig gelächelt, das war alles.

Sir Powell saß Mary Selnick gegenüber. Das einseitige Verhör war ihm auf den Magen geschlagen. Er trank wieder sein kohlensäurearmes Wasser und lutschte Tabletten.

Suko hielt sich ebenfalls in seinem Büro auf. Auch er hatte

verzweifelt versucht, die Frau zum Reden zu bringen, doch sie hatte keinen Ton gesagt.

Zwischendurch war der Chinese einmal verschwunden. Er mußte sich um seine Maschine kümmern. Eine entsprechende Werkstatt war bereits informiert worden. In zwei Tagen sollte die Harley wieder wie neu sein. Suko hatte sich auch mit einem Schreiner in Verbindung gesetzt, damit in Janes Wohnung wenigstens eine provisorische Tür eingesetzt werden konnte.

Nun warteten er und Sir Powell darauf, daß die Frau redete.

Mary Selnick hatte auch noch nichts gesagt, als ich das Büro betrat. Ich sah es an den Gesichtern der beiden Männer, wie ›erfolgreich‹ das Verhör verlaufen war.

»Sie kommen spät«, empfing mich Sir Powell vorwurfsvoll.

»Ich wurde aufgehalten«, erwiderte ich, nahm mir einen Stuhl und setzte mich so, daß ich die Frau anschauen konnte.

Das war also Mary Selnick, die Jane Collins mit einem Messer attackiert hatte. Eigentlich machte sie einen ganz normalen Eindruck, einen harmlosen sogar, doch wenn ich in ihre Augen schaute, dann entdeckte ich den harten Glanz darin.

Und der war nicht harmlos.

Diese Frau wußte genau, wo es langging.

»Vielleicht sagt Sie bei Ihnen etwas«, meinte Sir Powell und stöhnte auf, um anschließend wieder einen Schluck Wasser zu nehmen.

Die Selnick preßte nur die Lippen zusammen.

Aber sie war unsere einzige Chance. Und sie mußte sprechen. Deshalb versuchte ich es mit der Schocktherapie, denn ich hatte eine Idee. Die Worte des Spuks hatten mich darauf gebracht.

»Ihr Mann ist heute morgen beerdigt worden?« fragte ich.

Schweigen.

Ich ließ mich davon nicht beirren, sondern sprach weiter. »Seine Leiche ist, wenn man so will, also noch frisch. Er hat nur seinen Schatten verkauft, wie ich inzwischen herausgefunden habe. Und er tat dies nicht ohne Grund. Der Schatten nämlich soll irgendwann in den Körper zurückkehren, als Belohnung gewissermaßen, damit die Leiche ein so paradox es klingt ein untotes Leben weiterführen kann. Liege ich bis hierher richtig, Mrs. Selnick?«

Sie schwieg, aber ich sah es in ihren Augen aufleuchten, und diese Reaktion bewies mir, daß ich mich auf der richtigen Spur befand. Die Sache wurde langsam klarer.

»Wir brauchen also zwei Dinge. Die Leiche und den Schatten. An die Leiche ist leicht heranzukommen. Wenn wir sie haben, wird auch der Schatten erscheinen, davon bin ich überzeugt.«

So etwas wie Schrecken stahl sich in ihren Blick.

Ich blieb weiter am Ball. Die anderen schwiegen. Sir Powell und

Suko hatten jedoch bemerkt, daß ich mich auf der richtigen Spur befand. »Wir werden die Leiche exhumieren«, sagte ich hart.

»Nein!« Mary Selnick sprang auf. Das war wohl das erste Wort, daß sie nach zwei Stunden gesprochen hatte.

»Wer will uns davon abhalten? Sie vielleicht? Nein, Sie werden dabei sein. Außerdem haben Sie sich des versuchten Mordes schuldig gemacht. Ihre Zukunftsaussichten sind mehr als trübe.«

»Aber ich mußte es tun«, flüsterte sie.

»Was mußten Sie tun? Den Mord?«

»Ja. Er, das heißt, mein Mann hat es so verlangt. Er wollte sich doch rächen.«

»An Jane Collins?«

Sie nickte.

Ich fixierte Mary Selnick, atmete tief ein und sagte: »Das hat er wohl auch geschafft.«

»Sein Schatten hat sie gefressen!« Jetzt kicherte die Frau hohl, und mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Obwohl sie redete, stand sie längst noch nicht auf unserer Seite, sie hielt weiterhin zu ihrem verstorbenen Mann.

Doch auch ich blieb hart. »Es geht kein Weg an der Exhumierung der Leiche vorbei!« Ich schaute dabei meinen Chef an, und Sir Powell nickte. Er war also einverstanden.

Mary Selnick schüttelte den Kopf, dann sprang sie auf. »Nein, ihr sollt den Toten in Ruhe lassen! Ihr sollt…«

»Haben Sie ein schlechtes Gewissen«, unterbrach ich sie scharf.

Sie setzte sich wieder hin. Auf ihren weißen Wangen tanzten plötzlich fiebrige Flecken. Die Frau war hochgradig erregt, das stand fest.

Ich fragte mich allerdings, weshalb sie uns davon abhalten wollte, die Leiche zu exhumieren? Verbarg sie vielleicht ein Geheimnis?

Wir würden es herausfinden.

An diesem Tag noch!

***

Zum Glück hatte es aufgehört zu regnen. Aber die Feuchtigkeit lag noch immer wie ein Schleier in der Luft und hatte sich teilweise zu Nebelwolken verdichtet.

Von Sir Powell hatte ich grünes Licht bekommen, so daß Suko, Mary Selnick und ich mit guten Gewissen zum Friedhof fahren konnten. Der Chinese saß mit Mrs. Selnick im Fond des Wagens und ließ sie keinen Moment aus den Augen.

Ich selbst wollte das Grab nicht ausheben, das sollte ein Totengräber übernehmen, der bereits Bescheid wußte.

Er erwartete uns vor dem Friedhofstor. Der Mann trug blaue

Arbeitskleidung und winkte.
Ich hielt an.
Der Mann kam auf den Bentley zu. »Sind Sie Oberinspektor Sinclair?« fragte er.
»Ja.«
»Mein Name ist Jim Murray. Ich bin hier der Totengräber und soll Ihnen behilflich sein.«
»Okay.« Ich schaute aus dem nach unten gefahrenen Seitenfenster. »Kann ich mit dem Wagen auf den Friedhof?«
»Nein, es ist verboten. Allerdings können Sie den Hauptweg nehmen. Sie sind ja selbst von der Polizei.«
»Danke.«
Der Totengräber öffnete das große zweiflügelige Tor, so daß ich durchfahren konnte. Schon nach wenigen Yards knirschte Kies unter den Reifen des Bentley.
Ich fuhr langsam den breiten Eingangsweg hoch. Von rechts kamen zwei schwarzgekleidete ältere Frauen, die wahrscheinlich die Gräber ihrer Männer besucht hatten.
Es war einer der alten Londoner Friedhöfe. Hier ging es noch relativ beschaulich zu, man spürte nichts von der Hektik der Großfriedhöfe, wo die Beerdigungen wie am Fließband durchgeführt wurden. Über den kahlen Baumwipfeln sah ich das Spitzdach der Leichenhalle mit einem Kreuz darauf.
Der Hauptweg endete vor einem großen Gräberfeld, das von einer hohen Hecke umsäumt wurde. Rechts ging es weiter, doch für den Wagen war der Weg zu schmal.
Ich stoppte.
Suko öffnete schon die Fondtür. Er stieg aus und wartete darauf, daß Mrs. Selnick ebenfalls aus dem Wagen kletterte. Die Frau hatte während der gesamten Fahrt geschwiegen.
Als uns der Totengräber erreichte, warf er einen verwunderten Blick auf die Witwe. Er kam dann zu mir und brachte seine Lippen dicht an mein Ohr.
»Die habe ich doch schon gesehen!«
»Ja, ihr Mann ist heute beerdigt worden.«
»Natürlich, jetzt fällt es mir ein. Und den wollen Sie wieder ausbuddeln? Warum denn?«
»Das ist unsere Sache.«
»Entschuldigen Sie.«
Wir gingen. Der Totengräber übernahm die Führung. Suko und ich hatten Mary Selnick in die Mitte genommen. Vor unseren Lippen dampfte der Atem. Die Luft war mit Feuchtigkeit geschwängert. Nach wie vor hingen die grauen Wolken sehr tief. Von den Ästen der Trauerweiden und Vogelbeerbäumen fielen vereinzelte Tropfen.

Wir schritten an dem alten Gräberfeld entlang und erreichten den neueren Teil des Friedhofs. Hier war noch nicht viel gepflanzt worden, ein unangenehm kalter Wind pfiff über die Grabreihen. Die frischen Gräber waren zum Teil eingesackt, sie mußten noch nachbehandelt werden. Eine Aufgabe für die Gärtnerei.

Über einen schlammigen schmalen Pfad schritten wir unserem Ziel entgegen. Wir mußten im Gänsemarsch gehen, und das Grab, auf das es uns ankam, war das letzte in der dritten Reihe von oben gezählt. Rechts daneben breitete sich eine vom Regen schmutzigbraune Wiese aus.

Der Totengräber hatte sein Werkzeug schon bereitliegen. Zwei Schaufeln und eine Hacke.

»Dann wollen wir mal«, sagte er und spie sich in die Hände bevor er Handschuhe überstreifte.

Mrs. Selnick und ich traten etwas zur Seite. Suko blieb stehen, aber er konnte nicht zusehen, wie Jim Murray allein arbeitete. Er nahm sich die zweite Schaufel und griff fest zu.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Der Wind riß mir den Rauch von den Lippen. Den Mantelkragen hatte ich hochgestellt, die linke Hand in die Tasche gebohrt.

Am Himmel spielte der Wind mit den Wolkenbergen und brachte ihnen das Tanzen bei.

Mary Selnick starrte auf ihre Schuhspitzen. Sie hielt mit beiden Händen den Griff der Handtasche, in ihrem Gesicht bewegte sich kein Muskel. Es war eine Maske.

Ich wußte nicht, was wir vorfanden. Mit Toten hatte ich schon die tollsten Überraschungen erlebt. Der Sarg konnte ebensogut leer sein oder der Tote lebendig.

Letzteres hoffte ich nicht.

Suko und Jim Murray schaufelten gemeinsam. Es sah aus, als hätten sie es geübt. Lehmklumpen auf Lehmklumpen flog zur Seite, wo sich bereits ein ansehnlicher Berg gebildet hatte.

Der Totengräber trug das bessere Schuhwerk, nämlich kniehohe Stiefel. Deshalb sprang er in die halb ausgehobene Grube und schaufelte von dort weiter.

Ich trat die Zigarette aus.

Mary Selnick öffnete die Handtasche, zog ein Tuch hervor und putzte sich die Nase.

Ich wandte mich an die Frau. »Wollen Sie nicht doch lieber reden, Mrs. Selnick?«

»Wüßte nicht, was ich sagen sollte.«

»Sagen Sie uns, wo sich der Schatten aufhält!«

»Ich weiß es nicht.«

»Kann er nicht auch in andere Körper kriechen?« fragte ich sie.

»Möglich.«
Möglich nicht, sondern bestimmt. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Mary Selnick aus eigenen Antrieb mit dem Messer auf Jane Collins losgegangen war. Irgend jemand oder irgend etwas hatte sie dazu angestachelt.
Diese Frau hielt bis zum Schluß durch. Sie gab sich keine Blöße, sondern wartete ab.
Aus der Grube ertönte die Stimme des Totengräbers. »Wir haben es bald geschafft.«
Suko war nicht in das Grab geklettert. Er schlug mit der Schaufel die nasse Erde flach, um so einen Weg vorzubereiten.
Die letzten Lehmklumpen flogen aus dem Grab. Dann war Jim Murray fertig.
»Sie können!«
Ich faßte nach Mary Selnicks Arm, doch sie zog ihn hastig zurück, glitt an mir vorbei und trat auf das offene Grab zu. Ich stellte mich neben sie. Suko hatte an der gegenüberliegenden Seite seinen Platz gefunden.
Ich schaute hinunter in das Grab.
Der Sargdeckel war von Lehm ebenso befreit wie ein Teil der Seiten. Die Verschlüsse lagen frei. Es würde keine Schwierigkeiten machen, sie zu öffnen.
»Soll ich?« fragte Jim Murray.
Ich warf Mary Selnick noch einen Blick zu. Doch sie schaute starr geradeaus.
»Okay, öffnen Sie den Sarg!« rief ich dem Totengräber zu.
Murray bückte sich und machte sich an den Verschlüssen zu schaffen. Er schimpfte dabei, als er sie nicht so rasch aufbekam. Zudem war es innerhalb des Grabes ziemlich eng.
Aber Jim Murray gab nicht auf, ihn hatte der Ehrgeiz gepackt, und schließlich war es soweit, daß er den Deckel hochhieven konnte.
»Alles klar!«
Ich trat noch näher an den Grabrand. Neben mir stand Mary Selnick. Gemeinsam starrten wir in die Tiefe.
Jim Murray wuchtete den Deckel hoch. Er stellte ihn hochkant hin, so daß er mit seiner Längsseite gegen den Grabrand lehnte.
Der Sarg war nicht leer.
Ein Toter lag darin.
Alles völlig normal.
»Ist es ihr Mann?« fragte ich Mary Selnick.
»Ja.«
Ich schaute genauer hin. Der Tote war etwas älter als seine Frau. Die Augen hielt er geschlossen, und die grauen Haare fielen ihm in die Stirn. Er trug ein weißes Leinenhemd und hatte die Hände auf der

Brust zusammengelegt.

Murray wischte sich über den Mund. Für ihn war der Anblick etwas ganz Alltägliches. »Was soll denn mit der Leiche geschehen?« fragte er. »Ich kann sie doch nicht hier liegenlassen!«

»Brauchen Sie auch nicht«, erwiderte ich. »Aber können Sie den Toten aus dem Sarg heben?«

Der Mann schluckte. »Wirklich?« fragte er.

»Ja, ich brauche ihn.«

»Sie Leichenschänder!« zischte Mary Selnick.

Ich drehte den Kopf. »Das hat mit Leichenschändung nichts zu tun«, antwortete ich hart. »Wären Sie uns behilflich, hätten wir uns vieles sparen können.«

Sie preßte die Lippen zusammen und schwieg.

»Ich helfe Ihnen«, sagte Suko und sprang zu Jim Murray in die Grube.

»Sie haben vielleicht Wünsche!« knurrte der Totengräber und machte sich an die Arbeit.

Er und Suko schafften es, den steifen Toten aus dem Grab zu heben. Ich hatte noch zwei Bretter gefunden, deponierte sie neben das offene Grab, um den Toten daraufzulegen.

Mit einigen Mühen brachten die beiden Männer es fertig.

Es war ein makabres Bild, das sich einem Zuschauer geboten hätte. Ein paar Menschen umstanden auf einem windigen, alten Friedhof an einem trüben Herbstnachmittag eine auf dem Boden liegende Leiche, die frisch aus dem Grab geholt worden war.

Wie in dem Spielfilm eines jungen Regisseurs, der sich durch gruselige Atmosphäre seine ersten Sporen verdienen wollte.

»Was haben Sie denn mit dem Toten vor?« fragte Jim Murray.

»Schänden will er meinen Mann, schänden!« keifte Mary Selnick und drohte mir mit der Faust. »Der Zorn der Hölle soll Sie treffen, John Sinclair!«

»Ja, aber erst in der nächsten Woche.« Ich hatte kein Mitleid mit der Frau. Nicht eine Träne schimmerte in ihren Augen. Nur der blanke Haß. Sie schien zu ahnen, daß wir dabei waren, ein Geheimnis zu lüften, und das machte sie so wütend.

Jim Murray trat von einem Fuß auf den anderen. »Brauchen Sie mich eigentlich noch, Oberinspektor?«

»Im Prinzip ja«, erwiderte ich, »aber Sie können ruhig so lange weggehen.«

Er machte ein glückliches Gesicht und deutete schräg nach links. »Ich bin dahinten in der Bretterbude. Sie brauchen nur zu rufen.« Er hatte die Handschuhe ausgezogen und rieb sich die Hände. »Der Brandy wird jetzt guttun.«

Jim Murray ging.

Ich aber wandte mich dem Toten zu, denn mit ihm hatte ich ein Experiment vor. Ich wollte seinen Schatten herlocken, damit er sich wieder mit dem Körper vereinte. Es war ein reines Glücksspiel, das stand fest, aber ich durfte keine Möglichkeit auslassen. Wir mußten zu einem Erfolg kommen.

Während ich neben der Leiche in die Knie ging und mein Kreuz hervorholte, behielt Suko Mary Selnick im Auge. Dieser Frau war jede Reaktion zuzutrauen.

Noch hielt sie sich aufrecht, noch drehte sie nicht durch.

Ich trug die magische Kreide ebenfalls bei mir, malte mit violetter Schrift einen Kreis auf das weiße Hemd des Toten. Der Kreis umschloß die Gegend, wo auch das Herz saß.

Mit einem letzten Strich schloß ich ihn.

Dann legte ich das Kreuz hinein.

Normalerweise war das, was ich durchführte, sehr simpel. Praktisch eine abgekürzte Beschwörung, aber ich baute einfach auf die Kraft meines Kruzifixes. Ich kannte die Kräfte längst noch nicht, die in dem Kreuz wohnten. Wahrscheinlich mußte ich noch eine Menge lernen, um die Macht des Guten zu aktivieren. Ich wußte wohl, daß die vier Haupterzengel ihre Zeichen an den etwas abgerundeten Enden des Kreuzes hinterlassen hatten.

Vorsichtig ließ ich das Kreuz los. Meine Finger glitten über das leicht erwärmte Silber. Die Temperatur stach deutlich von der kalten Haut des Toten ab.

»Was tun Sie?« hörte ich die Stimme der Frau. Sie zitterte leicht. Mary Selnick stand kurz davor, ihre Beherrschung zu verlieren.

Ich gab keine Antwort, sondern konzentrierte mich auf die vor mir liegende Aufgabe.

Halb schloß ich die Augen, dann breitete ich die Hände über dem Kreuz aus, wobei ich die Finger spreizte.

Ich konzentrierte mich.

Es gibt zahlreiche Völker, die sich mit der Erweckung von Toten beschäftigt haben, die auch die geheimen Rituale kannten. Ich jedoch wußte sie nicht. Ich mußte mich voll auf die Kraft des Kreuzes verlassen. Mir waren wohl einige Bannsprüche bekannt, die ich im Alten Testament gelesen hatte.

Mit leiser Stimme sprach ich die nächsten Worte. »Kräfte des Lichts, ihr Sieger über die Heerscharen der Finsternis, steht mir bei im Kampf gegen die Mächte der Hölle. Michael, Raffael, Gabriel und Uriel, gebt mir die Kraft, die Finsternis zu durchdringen. Dringt ein in das Reich der Schatten, vernichtet das Böse und holt die Seele dieses Mannes hier zurück. Kämpft für ihn, kämpft für uns, kämpft für das Gute der Welt!«

Ich schwieg.

Wir warteten ab.
In den nächsten Sekunden würde es sich zeigen, ob sich meine Hoffnung erfüllte.
Noch tat sich nichts.
Dann aber begann das Kreuz aufzuleuchten. Eine strahlende Aura stieg von dem Kruzifix aus in den grauen Himmel, explodierte zu grellen Lichtsäulen und schien wie mit riesigen Händen ausgestattet eine Wolke zu ergreifen.
Wir alle schauten zum Himmel hoch.
Nein, es war keine Wolke.
Es war ein Schatten.
Hank Selnicks Seele kehrte zurück!

***

Mary schrie auf.
Sie brach mit ihrem Schrei den Ring des entsetzten Schweigens. Er drang aus ihrem weit geöffneten Mund, blieb für einen Moment in der Luft stehen und zitterte dann über das weite Gräberfeld.
Ich sprang auf.
Suko hatte die Frau an den Schultern gepackt, und beide starrten wir zum Himmel hoch, wo sich die Wolke aufgelöst hatte und der Schatten auf die Leiche niederschwebte.
Genau auf das Kreuz zu.
Das geweihte Kruzifix wirkte wie ein Saugnapf. Es holte den Schatten heran, der, je näher er kam, immer kleiner wurde und hinterher nur noch ein grauer Schemen war.
Dann war der Schatten verschwunden. Der tote Hank Selnick hatte seine Seele zurückbekommen.
Nur was würde jetzt geschehen?
Tief atmete ich ein, pumpte die Lungenflügel voll mit dem belebenden Sauerstoff und schaute mich um.
Alles war normal. Nichts deutete mehr auf eine Anwesenheit irgendwelcher Dämonen hin.
Mein Blick streifte das Gesicht der Frau. Marys Augen waren rot unterlaufen, der Mund stand offen, in ihren Pupillen irrlichterte es.
Sie mußte die Hölle durchmachen, aber dieses Experiment war erforderlich gewesen, um den Schatten zu fassen.
Ich schaute wieder auf den Toten und erschrak.
Der Mund, zuvor noch geschlossen, stand halb offen. Deutlich erkannte ich die nikotingelben Zähne, sah sogar die Zunge und vernahm die lallenden Worte.
Aber nicht der Tote sprach, sondern der Schatten!
Es mußte der Schatten sein, denn die Lippen der Leiche blieben starr, und auch die Zunge bewegte sich um keinen Deut.

Unartikulierte Laute drangen aus seinem Rachen, mehr ein Röcheln und Gurgeln. Bei diesen Geräuschen zog sich die Haut auf meinem Rücken zusammen, und neben mir vernahm ich das Schluchzen der Mary Selnick.

Dann verstummte das Röcheln.

Starr und steif lag der Tote vor uns.

War jetzt alles vorbei?

Ich beugte mich nieder. Der Wind erfaßte meine Haare und zerzauste sie. Mein Mantelstoff knatterte nebeneinander, über unseren Köpfen trieben die dicken, grauen Wolken wie urwelthafte Tiere dahin, so daß hin und wieder ein Stück freier, blauer Himmel zu sehen war.

Das Rauschen des Windes war jedoch nicht laut genug, um die Worte zu übertönen, die aus dem Mund des Toten drangen.

Jetzt sprach der Schatten.

»Wer seid ihr? Was habt ihr getan?« vernahm ich die erstickte Frage.

»Wir haben dich zurückgeholt. Du warst bereits im Jenseits, in den Welten zwischen den Dimensionen. Als Schatten bist du auf die Erde gekommen, um deine Rache zu erfüllen. Du wolltest Jane Collins töten lassen durch die Hand einer anderen. Als dies nicht klappte, hast du sie gefressen. Wo ist Jane Collins? Wo befindet sich ihr Körper, und wo irrt ihr Schatten herum? Sage es uns, rede endlich!«

»Weg, weit weg…« Ich mußte mich noch weiter vorbeugen, um die Worte zu verstehen.

»Nenne mir den Ort!«

»Nicht auf dieser Welt. Der Spuk hat ihren Schatten. Er hält ihn gefangen… vielleicht… oder auch nicht… sie kann mit den anderen zurückkehren. Die Schatten werden bald überall sein. Der große Krieg hat begonnen. All die, die ihre Seele verkauft haben, warten auf die große Rückkehr, um sich an den Menschen zu rächen, die ihnen in ihrem Leben Böses wollten. Und sie werden kommen. Niemand kann sie aufhalten. Sie sind stark, sehr stark sogar.«

»Und wo befindet sich Janes Körper?« rief ich.

»Ich weiß es nicht.«

»Du mußt es wissen, denn du hast dich auf sie geworfen, um sie in das Reich der Schatten zu holen. Wo ist der Körper?«

»Du bekommst von mir keine Antwort, John Sinclair. Ich – ich will nicht. Du hast mich, den Schatten, zurückgeholt, und das wird man dir nicht verzeihen. Ich nicht und auch der Spuk nicht. Jane Collins wird dafür büßen, wenn sie im Land der tausend Qualen ist.«

»Rede!« schrie ich ihn an.

Nichts mehr. Kein Laut drang aus dem halb offenstehenden Mund der Leiche. Stumm lag der Tote vor mir. Und diesmal war er endgültig gestorben.

Ich nahm das Kreuz von seiner Brust. Den Ring, den ich mit der

magischen Kreide gezogen hatte, ließ ich.

Langsam stand ich auf. Ich glaube, mein Gesicht war grau. Ich fühlte mich elend wie selten. Als ich eine Zigarette aus der Schachtel zog, zitterten meine Hände. Das Stäbchen fiel zu Boden. Ich ließ es liegen und nahm auch kein neues.

Wir standen wieder am Anfang.

Auch Suko sprach nicht. Längst hatte er Mary Selnick losgelassen. Sie fiel auf die Knie, weil sie neben ihrem Mann sein wollte.

»Jetzt ist er endgültig tot«, sagte sie mit dumpfer Stimme. Ich hörte den Vorwurf heraus, der dabei an mich gerichtet war.

»Wir stehen wieder am Beginn«, flüsterte Suko. Er schaute mit leerem Blick über die Gräberfelder. »Sie weiß nichts.« Damit meinte er Mary Selnick.

Ich hob die Schultern und dachte darüber nach, wohin der oder die Schatten Jane Collins verschleppt haben konnten. Ich hatte ja mit ihrem Schatten gesprochen, aber nicht erfahren, wo ihr Körper steckte. Vielleicht konnte sie auch nichts sagen. Selnick hatte das Land der tausend Qualen erwähnt. War sie dort? Wenn ja, wo lag dieses Land? Bestimmt nicht auf dieser Erde und in dieser Dimension. Wahrscheinlich irgendwo in den Weiten des Dämonenuniversums, das für den menschlichen Verstand nicht zu begreifen ist. Wenn sie tatsächlich dort war, dann hatte ich keine Chance mehr. Dann war ich wie der berühmte Schneeball in der Sonne.

Suko legte mir eine Hand auf die Schulter. Es sollte eine tröstende Geste sein. Aber ich brauchte keinen Trost, sondern Informationen, Fakten.

Der Spuk konnte sie mir geben, aber er würde sich hüten, jetzt aufzutauchen. Er hatte den Kampf schließlich gewonnen, und der Weg für die Schatten war frei.

»Sag dem Totengräber Bescheid, Suko. Er soll die Leiche wieder in den Sarg legen.«

»Ist gut.«

Suko wollte schon gehen, da geschah etwas, womit niemand von uns im Traum gerechnet hatte. Eine Stimme erklang hinter unserem Rücken, und sie sprach mich direkt an.

»Jetzt bist du ratlos, Geisterjäger, wie?«

Wie von der Tarantel gestochen fuhr ich herum.

Vor uns stand Myxin, der Magier!

***

Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können. Mit allen hatte ich gerechnet, nur nicht mit seinem Auftauchen.

Und es war wohl auch meinem Gesicht abzulesen welche Gefühle mich bedrängten, denn Myxin lachte spöttisch auf. Er sagte »Jetzt ist

der Geisterjäger ziemlich geschockt.«

Das konnte man sagen.

Ich schaute Myxin an. Er sah aus wie immer. Klein, bald unscheinbar. Er hätte ein Mensch sein können, wenn da nicht die leicht grünlich schimmernde Haut gewesen wäre. Wie immer trug er einen langen Mantel, hielt den Kopf etwas schief und schaute uns aus kleinen Augen an, wobei die Gesichtsfalten regelrechte Kränze um seine Winkel gelegt hatten.

Mit Myxin hatte es eine besondere Bewandtnis. Er war ein Dämon, daran gab es keinen Zweifel. Aber Suko und ich hatten ihn aus einem jahrtausendealtem magischen Schlaf erweckt. Myxin war schon, als noch der Kontinent Atlantis existierte. Und auch den Schwarzen Tod gab es damals bereits. Doch Myxin und er vertrugen sich nicht. Sie waren sogar Todfeinde. Einer versuchte den anderen zu vernichten, um die Vorherrschaft im alten Atlantis zu erringen.

Myxin verlor.

Der Schwarze Tod konnte ihn aber auch nicht umbringen, sondern hielt Myxin in einem magischen Schlaf, weckt.[4]

Wäre das nicht geschehen, würde er heute und auch in tausend Jahren noch auf dem Grund des Meeres liegen. So aber war Myxin wieder aktiv. Er hatte nichts vergessen, vor allen Dingen den Schwarzen Tod nicht. Was er damals in Atlantis nicht konnte, das wollte er in dieser Zeit schaffen.

Er wollte dem Schwarzen Tod alles zurückzahlen.

Die Kämpfe zwischen ihm und meinem Erzfeind brachen aus. Sie spielten sich zum Glück jedoch in anderen Dimensionen ab, so daß die Menschheit nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ich hielt mich da raus und dachte an das Sprichwort: wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte.

Das war auch manchmal eingetroffen, allerdings nicht so stark, wie ich es mir vorgestellt hatte. Denn Myxin war längst nicht unser Freund. Nein, seine Dankbarkeit ging nicht so weit, daß er uns selbstlos half. Myxin war auch unser Feind. Er strebte ebenso die Dämonenherrschaft an wie der Schwarze Tod. Und deshalb bekämpften sie sich. Da ich aber der Erzfeind des Schwarzen Tods war und Myxin sich freute, wenn ich mit dem Dämon aneinandergeriet, so tat er mir hin und wieder einen Gefallen. Allerdings hatten wir ihn auch schon geärgert, in dem wir ihm die Dämonenpeitsche abnahmen, die er unbedingt wiederhaben wollte.

Unser Verhältnis schwankte. Einmal saß ich am längeren Hebel, dann wieder er.

Diesmal hatte Myxin die Trümpfe in der Hand.

Wir waren hilflos er wußte Bescheid.

Dafür brauchte ich nur in sein Gesicht zu schauen, um das zu wissen.

Und er genoß seinen Auftritt.
Lässig kreuzte er die Arme vor der Brust zusammen und kam noch näher. Er ging kurzerhand über die Gräber und blieb sogar auf einem stehen.
Mary Selnick hatte den Dämon noch nie gesehen. Aber instinktiv spürte sie, daß es kein Mensch war.
»Wer ist das?« flüsterte sie.
Wir gaben keine Antwort.
Ich holte tief Luft und fragte: »Weshalb bist du gekommen, Myxin?«
»Kannst du dir das nicht denken, Geisterjäger?«
»Willst du uns verhöhnen?«
»Nein. Vielleicht will ich euch helfen.«
»Wieso das? Ich kann mich an Zeiten erinnern, da hast du uns ausgelacht, wenn wir dich mal um Hilfe baten.«
Myxin nickte. »Das stimmt, ich gebe es zu. Nun haben sich die Vorzeichen geändert.«
»Ist dir der Schwarze Tod zu mächtig geworden?« erkundigte ich mich spöttisch.
Er schüttelte den Kopf. »Seine Zeit ist bald abgelaufen, er steht unter Druck, aber dadurch wird er noch unberechenbarer. Er mobilisiert alle Kräfte und sammelt die Dämonen, die noch auf seiner Seite stehen, denn er merkt, daß Asmodina, die Tochter des Teufels, immer stärker wird.«
Da hatte Myxin ein wahres Wort gesprochen. Auch wir waren schon mit Asmodina aneinandergeraten oder vielmehr mit deren Dienerinnen.
Myxin fuhr fort. »Auch hat er den Spuk noch einmal auf seine Seite ziehen können. Das ist gar nicht so einfach gewesen, denn der Spuk ist ziemlich träge. Er hat ja die Macht in seinem Reich, dort redet ihm niemand herein. Er bewacht die Seelen der Dämonen, und damit hat er genug zu tun. Wenn er sich einmischt, muß es schon einen Grund haben. Und der ist jetzt gegeben.«
»Mit dem Auftauchen der Schatten?«
»Genau, John Sinclair. Die Schatten sind da. Und sie sind dem Spuk absolut hörig. Gleichzeitig bedeuten sie eine ungeheuere Gefahr. Denk an die Horror-Disco und den kleinen Friedhof. Dort bist du auch von Schatten attackiert worden. Du weißt, wie schwer es dir gefallen ist, ihnen zu entgehen.«
Ich nickte. An das Abenteuer konnte ich mich noch gut erinnern. Und ich dachte auch an Grimes, den Ghoul, den ich noch immer nicht erledigt hatte.
»Jetzt aber haben die Schatten zugeschlagen und Jane Collins geholt«, erzählte Myxin weiter. »Das Sinclair-Team ist geschwächt!«
Ich gab ihm recht.

»Wie ich dich kenne, wirst du alles daransetzen, um Jane Collins zu befreien, John Sinclair. Doch es ist eine Aufgabe, der du kaum gewachsen sein wirst. Denn dorthin, wo Jane Collins steckt, wirst du allein nicht hinkommen. Du würdest dich in Kämpfen aufreiben. Das gerade ist es, was der Schwarze Tod will. Dich aus dem Spiel halten, denn er weiß, daß du über das Buch der grausamen Träume genau informiert bist, denn darin steht geschrieben, wie du ihn vernichten kannst. Es hat einigen Aufruhr in der Dämonenwelt gegeben, als du es fast geschafft hättest, das Buch in deine Hände zu bekommen. Deine Erfolge sind gut, zu gut, für den Schwarzen Tod, und deshalb hat er sich der Hilfe des Spuks versichert.«

Es war kompliziert, was Myxin mir da mitteilte, anders herum aber auch verständlich. Wer wie meine Freunde und ich im ewigen Kampf gegen die Jenseitsmächte stand, war auch zwangsläufig über seinen Gegner informiert.

Doch das brachte mir Jane Collins nicht wieder.

Sie war jetzt am wichtigsten. Hank Selnicks Schatten hatte vom Land der tausend Qualen gesprochen. Ich fragte Myxin, den Magier, danach.

»Kennst du dieses Land nicht?« lächelte Myxin.

»Nein.«

»Denke nach, John Sinclair. Erinnere dich an Maringo, den Höllenreiter. Bist du nicht damals durch ein Dimensionstor gefallen und im Vorhof zur Hölle gelandet? Das war das Reich des Spuks und gleichzeitig das Land der tausend Qualen. Dort hast du auch zum erstenmal die vier Reiter gesehen, die du nachher im Kloster wiedergetroffen hast. Erinnere dich an AEBA. Nimm jedes als Teil eines Ganzen und füge es dann zusammen. Du siehst, John Sinclair, der Kreis schließt sich. Irgendwie trifft man immer auf etwas Vergangenes, das bis hinein in die Gegenwart strahlt.«

Ja, Myxin hatte recht. Irgendwann und irgendwo traf ich alles wieder.

Ich fand, daß Myxin lange genug geredet hatte. »Bist du eigentlich nur gekommen, um mir das alles zu sagen?« fragte ich.

»Nein.«

»Sondern?«

»Ich will dir helfen, Geisterjäger. Ich will dich dorthin bringen, wo du Jane Collins finden kannst.«

Jetzt war es heraus. Ich sollte wieder einmal für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen. Dabei wußte er genau, wie sehr ich an Jane hing, und daß ich gar nicht anders konnte. Ein raffinierter Schachzug. Myxin hatte wieder einmal Furcht, daß die anderen Dämonen zu mächtig wurden und ihn zurückdrängten.

Was blieb mir anderes übrig? Ich mußte mich auf alles einlassen, was er verlangte.

Dann meldete sich Suko. »Ich gehe mit«, sagte er.
»Nein!« Die Antwort des Magiers klang bestimmt. »Nur John Sinclair. Er allein.«
Suko und ich schauten uns an.
»Es ist deine Entscheidung«, sagte der Chinese leise.
Ich nickte.
»Wartet nicht zu lange«, forderte uns Myxin, der Magier, auf.
»All right«, sagte ich. »Die Entscheidung steht. Ich werde allein mit dir gehen.«
»Dann komm!« Myxin streckte seinen Arm aus.
Suko lächelte mir zu. »Viel Glück«, wünschte er mir.
Dann ging ich.
»Nimm meine Hand«, forderte Myxin mich auf.
Ich gehorchte. Seine Finger waren eiskalt, als würde Fischblut durch seine Adern fließen. Doch kaum hatte ich sie berührt, als der Friedhof vor meinen Augen verschwand und ich das Gefühl hatte, im nächsten Augenblick in einen unendlich tiefen und leeren Raum zu fallen…

***

Suko und Mary Selnick konnten nur noch staunen. Die Frau mehr als der Chinese, denn sie hatte so etwas noch nicht gesehen. Die beiden Männer waren plötzlich verschwunden, als hätte es sie niemals gegeben.
Mary Selnick wankte zurück. Sie näherte sich dabei ziemlich rasch dem Grabrand und wäre gefallen, wenn Suko sie nicht gestützt hätte.
»Was was war das?« fragte sie.
Suko lächelte. »Nennen wir es Magie.«
Mary strich sich das Haar aus der Stirn. »Ich begreife es nicht. Ich begreife es einfach nicht.« Sie warf einen Blick auf ihren toten Mann und fing an zu weinen.
Hank Selnick war nun endgültig gestorben. Auch sein Schatten existierte nicht mehr. Die Magie war gelöscht.
»Wir müssen dem Totengräber Bescheid geben«, sagte Suko. »Kommen Sie mit?«
Mary Selnick nickte.
Jim Murray hielt sich tatsächlich noch in der Bretterbude auf. Seine Augen waren gerötet, er hatte dem Brandy ordentlich zugesprochen. Mit unsicherer Stimme fragte er: »Sind Sie allein?«
Suko ließ die Tür halb offen stehen. »Ja, Mr. Murray.« Er schaute auf die Flasche. Sie stand auf einer alten Zeitung, die der Totengräber ausgebreitet hatte. »Fühlen Sie sich noch in der Lage, das Grab wieder zuzuschaufeln?«
»Im… mer…«
»Dann kommen Sie mit!«

Murray stand auf. Er stützte beide Hände gegen die Tischplatte und erhob sich schwerfällig. »Wo… wo ist denn Ihr Kollege?«

»Schon gegangen«, erwiderte Suko.

»Ah so, ja.« Plötzlich lachte Murray. »Da war doch noch einer. Ich habe… ihn gesehen.«

»Sie müssen sich täuschen.«

»Nein, nein, ich… ist ja auch egal.« Jim Murray ging mit schweren Schritten zur Tür.

Suko und Mary Selnick folgten ihm.

Die kühle Luft tat dem Totengräber gut. Tief atmete er ein, und sein Gang wurde aufrechter. Er reckte sich und schaute über die Grabreihen. »Irgendwann«, murmelte er, »irgendwann werden die Toten bestimmt wiederkommen. Ich weiß es. Ich habe oft genug davon geträumt. Bald kommen sie…«

»Was geschieht mit mir?« fragte Mary Selnick leise.

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Am besten wird es sein, wenn Sie zu Hause bleiben.«

Der Totengräber hatte die Leiche inzwischen erreicht. Er wartete noch auf Suko. »Fassen Sie mit an?«

»Ja.«

Gemeinsam schafften es die beiden Männer, den Toten wieder in den Sarg zu legen. Mary stand dabei und weinte.

Es mußte für sie schrecklich sein, mitanzusehen, was mit ihrem Mann geschah.

Jim Murray schraubte auch den Deckel fest. Dann schaufelten die Männer das Grab wieder zu.

»Fertig!« sagte Murray und rieb sich die Hände, Dabei schaute er Suko an.

Der Chinese verstand und drückte dem Totengräber einen Schein in die schwielige Hand.

»Danke, Sir, danke.«

Suko und Mary Selnick gingen. Der Chinese stützte die Frau. Sie hatte in der letzten Zeit sehr viel durchgemacht und viel gelitten. Den Kopf hielt sie gesenkt, ihre Wangen glänzten tränennaß.

Zum Glück besaß Suko einen Ersatzschlüssel für den silbermetallicfarbenen Bentley. Und er fühlte sich nicht nur auf seiner Harley zu Hause, sondern konnte auch Auto fahren.

Suko schloß die Beifahrertür auf, damit Mary Selnick Platz nehmen konnte.

»Schnallen Sie sich bitte an«, sagte der Chinese, denn er sah, daß Mary die Hände in den Schoß legte.

»Ja, natürlich, entschuldigen Sie.« Suko schob den Zündschlüssel ins Schloß. Er wollte ihn herumdrehen, als er stutzte.

Die Temperatur innerhalb des Wagens hatte abgenommen. Eine

leichte Gänsehaut lief über Sukos Rücken. Er erinnerte sich deutlich an meinen Bericht. Der Überfall der Schatten auf dem Motorway hatte ähnlich begonnen.

Sollten hier auch die Schatten lauern?

»Spüren Sie nichts?« fragte Suko die neben ihm sitzende Mary.

»Nein, wie sollte ich?« Sie lachte.

Nicht dieses Lachen erschreckte den Chinesen, sondern die Stimme der Frau. Sie hatte mit einer anderen Stimme gesprochen, mit einer die Suko kannte. Sehr gut sogar. Sie gehörte Jane Collins!

***

Sofort fuhr der Chinese herum. Er starrte in das Gesicht der Frau.

Auch mit ihm war eine Veränderung vorgegangen. Ihre Augen wären verdreht, den Mund hatte sie weit geöffnet. Ein unartikuliertes Stöhnen drang über ihre Lippen. Gleichzeitig wurde sie durchgeschüttelt wie bei einem Fieberanfall.

Suko faßte sie an. »Was ist mit Ihnen, Mary? Was ist geschehen?«

Mary röchelte. Plötzlich trat Schaum vor ihren Mund, und noch im gleichen Augenblick drang ein befreiender Laut aus ihrer Kehle.

Und mit diesem Laut schoß ein Schatten aus ihrem Mund.

Sukos Hand schnellte vor. Er wollte den Schatten berühren, doch der war zu schnell. Er huschte um die Frau herum, und einen Herzschlag später vernahm Suko die Stimme der Detektivin Jane Collins dicht neben seinem rechten Ohr.

»Ich werde dich töten, Chinese!« stieß der Schatten voller Haß hervor.

Suko zog den Kopf ein. Er warf dabei einen raschen Blick auf Mary Selnick, die in ihrem Sitz zusammengebrochen war. Dann konnte er sich um die Frau nicht mehr kümmern, denn zwei eiskalte Hände glitten auf seine Kehle zu.

Suko wollte die Arme fassen, doch er griff hindurch. Der Schatten war nicht existent.

»Jane!« keuchte der Chinese. »Himmel, Jane, was tust du?«

»Ich bin vom Spuk geschickt worden«, erwiderte der Schatten. »Ich bin die Vorhut.«

»Bitte nicht.« Suko bekam gerade noch soviel Luft, damit er sprechen konnte. »Denk an John. Er ist unterwegs, um deinen Körper zu suchen. Er wird ihn finden, Jane, und alles wird wieder so sein wie früher… Glaub mir.«

Jane Collins lachte. »Ich will gar nicht, daß es so wird wie früher. Ich bin eine andere. Ein Geist, habe endlich die Freiheit, da ich von meinem Körper getrennt wurde. Ich habe euch beobachtet. Ganz genau sogar. Keinen Moment habe ich euch auf dem Friedhof aus den Augen gelassen.« Sie kicherte. »Ihr Narren, ihr wißt gar nicht, was

alles auf euch zukommt. Das Tor in die normale Welt steht weit offen. Die Schatten formieren sich. Sie werden kommen. Heute, morgen, übermorgen. Immer und ewig…«

Suko war schockiert.

Er kannte Jane Collins schon ziemlich lange, wußte auch wie loyal sie John und ihm gegenüberstand. Daß sie jetzt aber genau entgegengesetzt reagierte, zu einer Feindin wurde, war für den Chinesen schwer zu begreifen. Es mußte schon eine ungeheuere Magie im Spiel gewesen sein, daß Jane Collins so reagierte, oder vielmehr ihr Schatten so reagierte, denn ihr Körper schwebte irgendwo zwischen den Dimensionen. Suko war jedoch auch klar, daß der Geist immer der dominierende Teil war. Der Körper zeigte sich oft schwächer.

Wie auch hier.

Der Druck der unsichtbaren Hände verstärkte sich. Es war klar, Jane wollte Sukos Tod.

Verzweifelt kämpfte der Chinese dagegen an. Wieder griff er hinter sich, und abermals fand er keinen Gegner. Dieser Schatten war brandgefährlich. Er hatte sich den Körper ausgesucht, der am wenigsten Widerstand entgegensetzte.

Und das war Mary Selnick.

Suko keuchte. Immer schwerer fiel es ihm, die nötige Luft zu bekommen.

Dann bewegte sich Mary Selnick. Sie drehte den Kopf nach rechts, dem Fahrersitz zu. Ihre weit aufgerissenen Augen starrten jedoch an Suko vorbei.

Es blitzte unterhalb des Wagendachs.

Ein Messer!

Die gleiche Klinge, die Mary schon einmal in der Hand gehalten hatte, um Jane Collins zu töten. Diesmal jedoch war sie ihr von Janes Schatten selbst gegeben worden.

Mary griff zu.

Gleichzeitig verstärkte der Schatten den Druck.

Es gab ein rasselndes Geräusch, als Suko das letzte Quentchen Luft einsaugte.

Der Schatten gab den Befehl. »Töte ihn, Mary Selnick. Denk an deinen Mann. Nimm das Messer und stich zu!«

Mary gehorchte.

Sie hatte den Griff so hart umfaßt, daß ihre Fingerknöchel weiß und spitz hervorstachen. Blutunterlaufen waren die aufgerissenen Augen. Ein Knurrlaut drang über ihre Lippen, als sie sich umdrehte, den Arm hoch und geifernd auflachte.

Das Böse hatte gesiegt.

Die Klinge raste schräg nach unten. Haargenau auf die Brust des Chinesen zu…

***

Abrupt hörte der schwebende Fall auf. Ich spürte einen kurzen Stich in Höhe der Brust, schwankte einen Augenblick hin und her und stand still.

Verwirrt öffnete ich die Augen.

Die Reise durch Raum und Zeit hatte mich doch mitgenommen und ihre Spuren hinterlassen, denn sämtliche Körperfunktionen waren dabei auf ein Minimum reduziert.

Das mußte ich erst einmal verkraften.

Ich befand mich im Reich der Schatten. Und ich stand allein, denn Myxin war verschwunden.

Unter mir befand sich ein kalter Steinboden. Er erinnerte mich an geschwärzten Marmor, der hin und wieder von feinen Adern durchzogen war. Eine Sonne oder irgendein helles Licht gab es nicht. Nur ein düsteres violettes Glosen, das von überall herzukommen schien.

Ferner herrschte eine absolute Stille, die nicht von einem Laut durchbrochen wurde. Nur mein eigener Atem war zu hören, selbst das Ticken der Uhr vernahm ich nicht. Sie war während der Reise stehengeblieben.

Etwas komisch war mir schon zumute. Vor allen Dingen deshalb, wenn ich daran dachte, was vor mir lag. Ich wollte Jane Collins finden, und sollte mir dies tatsächlich gelingen, war es fraglich, ob ich dieses Reich jemals verlassen konnte.

Durch das düstere Licht sah ich auch keinen Horizont. Ich konnte ebensogut auf einer Kugel, als auch auf einer Fläche stehen.

Deshalb nahm ich den Weg nach vorn.

Ich trug unter meinen Schuhen Gummisohlen, und damit schritt ich nahezu lautlos dahin. Als Waffen besaß ich die Beretta, die magische Kreide, wenn man sie als Waffe bezeichnen sollte, und natürlich mein Kreuz.

Darauf konnte ich mich am ehesten verlassen.

Schon nach wenigen Schritten fröstelte ich, denn in diesem Land herrschte eine widerliche Kälte. Eine Temperatur, wie ich sie schon im Bentley gefühlt hatte. Es fiel mir schwer, sie zu beschreiben, denn sie drang nicht nur von außen an mich heran, sondern auch von Innen.

Es war die Kälte des Alls, die man ruhig mit dem Wort grausam umschreiben konnte.

Sie war aber auch ein Beweis dafür, daß ich mich im Schattenreich befand. Nur hatte ich sie noch nicht gesehen, und ich war auch nicht besonders scharf darauf.

Mich interessierte Jane Collins.

Nur wo sollte ich sie finden.

Ich schritt weiter, immer weiter hinein in die unendliche Leere dieser

Dimension, und es war die Angst, die langsam, wie auch die Kälte, höher und höher stieg.

Eine Angst der natürlichen Kreatur vor dem Unbekannten.

Das violette Licht begleitete mich auf meinem Weg. Es blieb konstant wurde nicht heller und nicht dunkler.

Eine Soße, hätte mein Freund Bill Conolly gesagt.

Doch auf Freunde konnte ich mich nicht verlassen. Sie waren weit, sehr weit…

Und die Schatten nah!

Plötzlich waren sie da. Ich hatte nichts gehört und nichts gesehen. Wie ein lautloses Sturmgewitter stürzten sie von allen Seiten auf mich zu, und im Nu sah ich mich von ihnen eingekesselt.

Ich blieb stehen.

Eine unsichtbare eiskalte Hand kroch über meinen Rücken und hinterließ eine Gänsehaut. Vor mir tanzten und wirbelten die pechschwarzen Gebilde. Sie waren vor dem violetten Licht gut zu erkennen, ich sah ihr Flattern und ahnte ihre menschliche Gestalt.

Erst wollte ich meine Beretta ziehen, doch dann verwarf ich den Gedanken wieder. Kugeln, auch wenn sie geweiht waren, nutzten gegen diese Wesen nicht. Sie würden hindurchschlagen, als wären sie gar nicht existent.

Das war ja das schlimme. Ich selbst griff ins Leere, wenn ich sie anfassen wollte, sie aber konnten mich berühren, als wären sie von einer normalen menschlichen Gestalt.

Nur etwas tat ich.

Ich öffnete die Knöpfe meines Oberhemds, den Mantel trug ich sowieso offen. Als der Spalt groß genug war, griff ich hinein und zog das Kreuz hervor. Außen ließ ich es vor meinem Hemd baumeln.

Das Kruzifix hatte sich leicht erwärmt. Das tat es immer, wenn die Angriffe der Schwarzen Magie unmittelbar bevorstanden. Griffen die Wesen egal welcher Art direkt an, entfaltete das Kreuz seine Abwehrenergien.

Und darauf hoffte ich.

Noch hatten die Schatten keinen Laut von sich gegeben. Ich wartete jedoch darauf, daß sie es taten, und ich wurde nicht enttäuscht.

Von vorn wurde ich angesprochen. »John Sinclair!« hörte ich eine dumpfe Stimme. »Du wirst mit uns kommen, denn der Spuk hat mit deinem Besuch gerechnet.«

In mir erwachte der Trotz. »Und wenn ich mich weigere?«

»Willst du deine Freundin wiedersehen?«

Diese fragende Antwort gab bei mir den Ausschlag. Ich ging weiter und wurde von den Schatten flankiert.

Sie gingen nicht neben mir her, sondern schwebten. Jedenfalls sah ich nicht, daß sie den Boden berührten. Ihre menschlichen Gestalten

wirkten auf eine seltsame Art und Weise verzerrt, als würde man durch ein Spiegelkabinett auf einem Rummelplatz schreiten um sich mit immer neuen Variationen seines eigenen Körpers konfrontiert zu sehen.

Ich fragte mich, wie lange dieser Marsch dauern sollte. Seltsamerweise spürte ich keine Müdigkeit, und wußte auch nicht, wieviel Zeit vergangen war, denn die Zeit ist eine relative Größe, sie gilt nach den von Menschen aufgestellten Regeln nur für die normale, sichtbare Welt. In einer anderen, in einem jenseitigen Universum lief sie bestimmt anders ab.

Und dort befand ich mich schließlich.

Manchmal huschten einige Schatten voraus. Sie kamen aber jedesmal wieder zurück. Dabei breiteten sie ihre Arme aus und glichen immer mehr den Fledermäusen.

Schatten und Vampire.

Eigentlich paßten sie gut zusammen.

Ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als ich hinter mir das Fauchen hörte.

Obwohl ich inmitten des Schattenpulks ging, kreiselte ich auf der Stelle herum.

Und sah zwei Vampire.

Monsterhafte Geschöpfe mit weit aufgerissenen Mäulern, einem Fledermauskörper und nadelspitzen Zähnen. Diese Bestien hatten mich und mein Blut gerochen. Sie gehörten nicht zu den Schatten, denn diese huschten zur Seite, als die beiden Blutsauger auftauchten und mich angriffen.

Beide Fäuste riß ich hoch, traf mit den Knöcheln die Schnauze des ersten Vampirs und riß mir die Haut auf, so daß das Blut aus den kleinen Wunden trat.

Das machte sie nur noch wilder.

Doch ich hatte Zeit gewonnen.

Blitzschnell riß ich meine Beretta hervor. Anlegen, zielen, schießen, war praktisch eins und mir in Fleisch und Blut übergegangen.

Zweimal feuerte ich.

Und beide Male traf ich genau.

Die geweihten Kugeln zerschmetterten die kleinen Köpfe der Bestien, die ein letztes Mal schrill aufheulten, dann zu Boden stürzten und dort verendeten.

Asche blieb zurück.

Ich war beruhigt. Auch in dieser Dimension half die Kraft des geweihten Silbers. Mit der Waffe im Anschlag fuhr ich herum, doch die Schatten machten keinerlei Anstalten mich anzugreifen.

»Es sind auch unsere Feinde!« hörte ich wieder die hallende Stimme. »Sie kommen aus einem anderen Land. Es sind die schwarzen

Vampire, die sich hin und wieder unter uns mischen.«
»Dann bin ich ja beruhigt«, erwiderte ich sarkastisch.
Sie führten mich weiter.
Ich war jetzt noch mehr auf der Hut als zuvor. Denn einen weiteren Angriff wollte ich nicht erleben, wer konnte wissen, welche Überraschungen in diesem Land noch auf mich warteten.
Die Überraschung kam sehr schnell.
Buchstäblich aus dem düsteren violetten Licht schälten sich zwei Türme. Sie ähnelten den Säulen, die ich an griechischen Tempeln kennengelernt hatte. Dabei stützten sie ein flaches Dach. Das gesamte Gebilde sah aus wie ein gewaltiges Tor.
Wir schritten darauf zu.
Die Schatten hielten sich jetzt nicht mehr so eng bei mir, sie waren weiter auseinandergefächert, huschten aufgeregt hin und her, und mir war klar, daß ich mich dem Ziel meiner Reise näherte.
Dem Zentrum der Schatten vielleicht sogar dem Thron des Spuks!
Ich schritt durch das Tor, sah die Säulen jetzt mehr aus der Nähe und erkannte, daß sie aus gefärbten Knochen bestanden.
Ich schluckte.
Ob Menschen- oder Tierknochen, ich wußte es nicht. Auf jeden Fall war das Bauwerk makaber genug.
Mit gleichmäßigen Schritten ging ich weiter. Das Reich des Spuks.
Oder vielmehr dessen innerer Kern, denn in seiner Dimension befand ich mich schon die gesamte Zeit über.
Sämtliche Schatten hatten mich überholt und sich ein Stück vor mir entfernt aufgestellt. Sie bildeten eine Reihe, standen dabei Schulter an Schulter und wichen auch nicht zurück, als ich näher kam.
Mein Herz klopfte plötzlich schneller. Ich ahnte, daß sie etwas vor mir verbergen wollten.
Meinen Schritt verlangsamte ich nicht, dabei bemühte ich mich ebenfalls, keine Angst zu zeigen, sondern Körper und auch die Reaktionen unter Kontrolle zu halten.
Nein, sie sollten keinen John Sinclair sehen, der sich vor ihnen duckte.
Sie nicht.
Noch drei Schritte trennten mich.
Dann nur zwei.
Schließlich noch einer…
Ich hob das rechte Bein, um in die Wand der Schatten hineinzugehen, als sie auseinandertraten.
Eine Lücke öffnete sich, so groß, daß ich hindurchschreiten und auch sehen konnte.
Meinen Augen bot sich ein makabres Bild.
Auf einem knöchernen Thron saß der Spuk. Diesmal zeigte er mir

sein wahres Gesicht, einen schuppigen echsenhaften Kopf mit weit hervorstehender Schnauze. Den Mantel mit der Kapuze trug er noch immer. Er hatte seine Arme angewinkelt und die Blauen um zwei Totenschädel gekrallt, die jeweils die Endstücke der Lehnen bildeten.

Der Dämon auf dem Knochenthron!

Schaurig war sein Anblick. Menschen mit schwächeren Nerven wären sicherlich zusammengebrochen. Auch ich mußte mich beherrschen, um meinen Schrecken nicht zu zeigen.

Aber der Spuk war nicht einmal das Schlimmste an dieser Szene. Denn als ich meinen Blick wandern ließ, sah ich zu seinen Füßen jemanden liegen.

Eine unbekleidete Frau.

Jane Collins!

***

Ich hatte sie also gefunden. Meine Suche war erfolgreich gewesen. Doch um welchen Preis. Einsam und verlassen stand ich dieser Überzahl von Feinden gegenüber.

Der Spuk hob den rechten Arm an und winkte mir zu. Er begleitete seine Geste mit den Worten: »Komm ruhig näher, Geisterjäger. Ich will dich direkt sehen.«

Ich spürte den Haß, der mir entgegenschlug, und ich konnte diesen Ausbruch sogar verstehen, denn es war noch gar nicht so lange her, da hatte ich ihn lahmgelegt. In New York, unter dem Revier der Horror-Polizisten.[5]

Damals wollte der Spuk einen seiner Freunde retten. Sinistro, ein Magier von den Westindischen Inseln. Doch das war ihm nicht gelungen. Ich hatte Sinistro zur Hölle geschickt.

Und nun hatte der Spuk mich wieder. Diesmal befand er sich in der besseren Position.

Als ich seiner Meinung nach nahe genug an ihn und den Thron heran getreten war, sagte er: »Stopp!«

Es war schon seltsam, in dieser fremden Dimension menschliche Worte zu hören. Denn die Sprache der Dämonen bestand normalerweise aus, urigen, unartikulierten und oft krächzenden Lauten, die einem normalen menschlichen Gehör weh taten. Sie konnten auch anders reden, das bewies der Spuk mir jetzt.

Ich schaute auf Jane Collins nieder.

Langausgestreckt lag sie am Boden. Die Arme befanden sich dicht beim Körper, die Hände waren gestreckt, so daß die Fingerspitzen ihre Haut berührten.

Totenblaß war ihr Gesicht. Ein rund um den Thron aufglosendes, weißes Licht machte Jane noch blasser als sie ohnehin schon war. Die Lippen standen halb offen. Ich konnte nicht erkennen, ob sie atmete.

Jane kam mir in diesem Augenblick vor wie eine marmorne Statue.
War sie tot?
Wenn ich daran nur dachte, wurde es mir schwindlig vor den Augen. Nein, diesen Gedanken mußte ich aus meinem Hirn vertreiben, sonst drehte ich womöglich noch durch.
Andererseits weshalb sollte der Spuk sie leben lassen? Dämonen kannten keine Gefühle, und gekommen wäre ich so oder so. Ob Jane nun lebte oder nicht.
Der Spuk erriet meine Gedanken. »Keine Angst«, sagte er, »sie ist nicht tot. Noch nicht«, fügte er hinzu. »Aber ich habe den Geist von ihrem Körper getrennt. Während der Körper hier in meinem Reich mir zu Füßen liegt, irrt ihr Schatten durch die normale Welt und wird die töten, die meine Gegner sind. Denn ihr Schatten ist mit den Kräften des Bösen gestärkt worden und gehorcht nur mir.«
Ich mußte mich überwinden, um eine Frage zu stellen. »Was geschieht, wenn Jane Collins ihre Aufgabe erfüllt hat?« fragte ich.
Der Spuk wies mit seinen Klauenhänden in die Runde. »Schau nach rechts und links, Geisterjäger. Danach werden die anderen Schatten kommen und die Menschen fressen. Sie hoffen darauf, in ihre Körper zurückkehren zu können.«
»Aber diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen!« rief ich bewußt laut. »Denn du hast sie betrogen!«
Der Spuk lachte. »Meinst du im Ernst, sie würden dir glauben? Nein, sie sind meine Diener, und sie hassen die Menschen. Denn sie waren es, die sie als Verbrecher verurteilt oder getötet haben. Ich habe mich ihrer angenommen, eine ganze einfache Rechnung. Niemand wird auf dich hören, John Sinclair, denn du bist im Grunde deines Herzens ein Polizist, und meine Schatten haben gerade mit Polizisten die schlechtesten Erfahrungen gemacht.«
Der Spuk wußte, wovon er sprach. Und ich wußte es auch. Meine Chancen schmolzen immer mehr.
Was konnte ich noch tun? Mich auf den Spuk stürzen und ihn von seinem Knochenthron holen?
Kaum, seine Diener waren einfach zu stark und zudem in der Übermacht. Und Myxin? Mit ihm rechnete ich nicht mehr. Ich hatte ihm geglaubt, doch er hatte mich in diese Dimension verschleppt und mich somit zum Narren gehalten. Vielleicht hatte er sich sogar mit dem Spuk verbündet, nur um mich auszuschalten.
Nein, Dämonen durfte man nicht trauen!
»Wie gesagt«, sprach der Spuk weiter. »Ihren Körper brauche ich nicht mehr«, sagte er und schaute dabei aus seinen Reptilienaugen auf die unbekleidete Jane. »Er ist nutzlos, nur eine wertlose Hülle. Und deshalb interessiert er mich nicht. Oder was meinst du, Sinclair?«
Ich gab keine Antwort. Aber in meinem Innern kochte es wie in

einem Vulkan, der kurz vor dem Ausbruch stand. Auch das Kreuz half mir in diesen Augenblicken nichts, denn mein Leben wurde nicht direkt bedroht.

Der Spuk hob den Arm. »Schafft es her!« rief er.

Zwei Schatten verschwanden. Als sie einen Moment später wiederkamen, trugen sie in ihrer rechten Hand eine Lanze aus Knochen gefertigt. Sie lief unten spitz zu und war so scharf wie ein Messer.

»Gebt sie ihm!«

Die beiden Schatten drückten mir die makabre Waffe in die rechte Hand.

Ich starrte darauf und schaute den Spuk an. Ich ahnte, was kommen würde, trotzdem trafen mich die nächsten Worte des Dämons wie ein Tiefschlag.

»Und nun töte damit Jane Collins!« schrie er mich an.

***

Suko ist ein ausgezeichneter Karatekämpfer. Er besitzt Reflexe, von denen andere nur Träumen. Obwohl ihm die Schattenhände die Luft abschnürten, arbeitete sein Verstand doch klar.

Und er wußte, wenn er nichts gegen den Messerstoß tat, dann war er verloren.

Suko hatte sich halb umgedreht, so daß er sich der Frau direkt zuwandte.

Mary Selnick wollte seinen Tod.

Ihr Arm fuhr nach unten, und da schließlich griff Suko zur letzten Chance.

Er stieß sein rechtes Bein vor.

Es war ein harter Tritt, aber in dieser lebensgefährlichen Situation unerläßlich. Suko traf dort, wo er auch treffen wollte. Der Kopf der Frau wurde in den Nacken gerissen, sie flog zurück und prallte mit dem Schädel gegen die Seitenscheibe. Dann wurden ihre Augen glasig, das Messer entfiel ihrer Hand.

Mary Selnick wurde bewußtlos.

Aber da war noch der Schatten. Und er ließ Suko keine Ruhe. Jane Collins gehorchte nur den Gesetzen der Hölle und wollte den Chinesen töten!

Wild warf Suko sich herum, und der Schatten folgte dieser Bewegung, ohne seinen Druck zu lockern. Aber der Chinese war in die Nähe der Tür gelangt. Er hatte seine Hände frei, ertastete den Riegel und drückte die Tür auf.

Suko fiel nach draußen.

Und da ließ der Schatten ihn los.

Sofort strömte die frische Luft in Sukos Lungen, und der Chinese

saugte sie gierig ein. Er war auf den nassen Kies gefallen, rollte sich einmal um die eigene Achse und versuchte auf die Beine zu kommen. Ohne Hilfe schaffte es der Chinese nicht. Er mußte sich am Kotflügel des Bentley abstützen. Suko stand in gebückter Haltung da und schnappte gierig nach Luft. Dabei ließ er seine Blicke wandern. Doch der Schatten war nirgendwo zu sehen.

Mary Selnick lag noch immer bewußtlos im Wagen. Sie würde vorerst auch aus diesem Zustand nicht erwachen.

Inzwischen ging es Suko besser. Seine Konstitution war hervorragend. Der Chinese hielt seinen Körper in Schuß.

Suko glaubte nicht, daß Jane Collins schon aufgegeben hatte. Dazu steckte der Schatten zu tief in den Klauen des Bösen. Janes menschliche Gefühle waren vollkommen ausgeschaltet. Nichts erinnerte sie mehr an ihre Vergangenheit.

Sie war ein Schatten-Monster.

Suko schlich am Wagen entlang. Er ging dabei geduckt und schaute sich immer wieder um, weil er nicht von dem Schatten überrascht werden wollte.

Sein Ziel war der Kofferraum. Dort lag der Einsatzkoffer, in dem sich auch die Waffen befanden, die für eine erfolgreiche Dämonenbekämpfung unerläßlich waren.

Wenn es nicht anders ging, dann wollte und mußte Suko diese Waffen einsetzen.

Auch gegen Jane Collins!

Allein diese Vorstellung ließ eine Gänsehaut über seinen Rücken rieseln. Er hoffte, daß der Schatten irgendwie verschwand, daß er nicht gegen ihn zu kämpfen brauchte.

Der Friedhof war menschenleer. Mittlerweile neigte sich auch der Nachmittag seinem Ende zu. Die Vorläufer der Dämmerung krochen über den Himmel. Eine graue Wand schob sich immer mehr heran. Der Wind war noch steifer geworden. Er schüttelte an den kahlen Ästen der Bäume und bog sie hin und her.

Der Chinese erreichte den Kofferraum, holte den Schlüssel hervor und schloß ihn auf.

Der Deckel schwang hoch.

Noch ein letzter Blick die Luft war rein, und Suko holte den Koffer hervor.

Er öffnete ihn.

Suko kannte den Trick, wie er den Koffer offen bekam. Versuchten es andere, wurden sie von einem Gas betäubt, das auch auf Dämonen wirkte, denn es war mit Weihrauch durchsetzt. Und Weihrauch schreckt die Gestalten der Finsternis ab.

Suko klappte den Kofferdeckel hoch und nahm sofort den Gegenstand, auf den es ihn ankam.

Die Dämonenpeitsche.

Sie gehörte einmal Myxin, den Magier, aber Suko und ich hatten sie ihm weggenommen. Die Peitsche sah äußerlich völlig harmlos aus, wie ein zylinderförmiges Rohr. Schlug man jedoch dicht über dem Erdboden einen Kreis damit, dann fuhren die drei Peitschenschnüre aus, die auf Dämonen eine verheerende Wirkung hatten.

Suko drückte den Deckel wieder zu, nachdem er den Koffer hatte verschwinden lassen. Er hielt die Peitsche in der rechten Hand und war bereit, sich den Angriffen zu erwehren.

Der Chinese richtete sich zur vollen Größe auf. Er suchte den Schatten, doch der war nirgendwo zu finden.

Hatte er die Flucht ergriffen?

Das konnte sich Suko schlecht vorstellen, denn noch war nichts entschieden. Aus Erfahrung wußte er, daß die dämonischen Wesen immer so lange blieben, bis es einen Sieger gegeben hatte. Warum sollte es hier anders sein?

Der Chinese ging ein wenig zur Seite. Er wollte die Buschreihe beobachten, die das Gräberfeld an einer Seite einschloß. Vielleicht hatte sich der Schatten dort versteckt.

Da war nichts zu erkennen.

Dann aber sah Suko im Innern des Wagens eine Bewegung.

Mary Selnick erwachte aus ihrer Bewußtlosigkeit.

Sofort blieb Suko stehen.

Die Frau bewegte sich und faßte mit beiden Händen an ihren Kopf. Sie sah die offen stehende Wagentür und orientierte sich dorthin.

Mary Selnick wollte den Bentley verlassen.

Suko hinderte sie nicht daran, denn er rechnete damit, daß die Frau wieder normal war.

Sie stieg aus.

Wo Sukos Tritt getroffen hatte, schillerte ihr Kinn blau.

Sie blieb neben dem Wagen stehen und hielt sich am Türholm fest. Nur wenige Schritte trennten sie und den Chinesen.

Zwangsläufig trafen sich ihre Blicke.

In Mary Selnicks Augen leuchtete es auf. Es war kein frohes Leuchten, sondern ein haßerfülltes Glitzern.

Da wußte Suko Bescheid.

Der Schatten steckte in ihr.

»Bleiben Sie stehen«, sagte der Chinese. »Keinen Schritt weiter. Sie machen sich unglücklich!«

Mary Selnick gehorchte nicht. Es war auch nicht ihr eigener Wille, der sie antrieb, sondern das Fremde, Dämonische.

Die linke Hand hatte sie in der Manteltasche vergraben. Langsam zog sie die Finger hervor.

Suko erstarrte.

Mary Selnick hielt eine Beretta in ihrer Hand. Bevor er noch eingreifen konnte, wechselte sie die Pistole. Mary mußte sie im Handschuhfach gefunden haben. Es war die Ersatzwaffe, die immer dort bereitlag.

»Machen Sie keinen Unsinn!« warnte der Chinese. »Stecken Sie die Pistole weg!«

»Nein!« Mary schüttelte den Kopf. Sie hatte wieder mit Janes Stimme gesprochen.

Suko wurde es heiß und kalt. In Mary Selnicks Augen las er die eiskalte Entschlossenheit, ihn zu töten.

Suko wich zurück.

Er überlegte, ob er es mit einem Sprung schaffen konnte, doch dazu war die Entfernung nicht nah genug. Er schaute auf seine Peitsche. Vielleicht konnte sie helfen. Wenn er sie blitzschnell nach vorn schleuderte, dann…

Die Frau ließ sich auf keinerlei Kompromisse ein. »Stirb endlich!« schrie sie und drückte ab…

***

Ich glaubte, mich verhört zu haben, aber gleichzeitig wußte ich, daß es kein Hörfehler war.

»Was soll ich?« flüsterte ich.

»Du sollst sie töten, Sinclair. Sie wird nicht mehr gebraucht! Ihr Körper ist nur noch eine leere Hülle.«

Ich schaute auf die Lanze und anschließend auf den Dämon. »Du weißt genau, was du da von mir verlangst, Spuk?«

»Natürlich.«

»Dann weißt du auch, daß ich dies niemals tun würde. Ich gehe auf deine Bedingungen nicht ein. Ich töte sie nicht.«

»Sie hat keine Seele mehr. Es ist nur ihr Körper!«

»Auch den nicht!«

»Bist du dir über die Folgen im klaren?« fragte mich der Spuk.

»Natürlich.«

Er schüttelte den Echsenkopf. »Wenn du sie nicht tötest, wirst du sterben, John Sinclair!«

Mit dieser Antwort hatte ich gerechnet. Deshalb bekam er von mir direkt die passenden Worte gesagt. »Wenn ich sie töte, sterbe ich auch. Das ist doch klar. Oder willst du mich laufen lassen?« Die letzte Frage klang spöttisch.

»Nein, aber es kommt darauf an, wie du sterben wirst, John Sinclair. Gnädig oder…« Er sprach nicht mehr weiter und überließ alles meiner Fantasie.

Ich konnte mir gut vorstellen, daß der Spuk auch meine Seele gern gehabt hätte, aber den Gefallen wollte ich ihm nicht tun. Meine Blicke

wanderten über die Reihe der Gegner. Die Schatten standen bereit. Sie warteten nur auf ein Zeichen, um mich zu fressen. Die Frage war: Würde mich mein Kreuz auch in dieser Welt schützen? Konnte es auch hier sämtliche Energien entfalten? Es war schwer, darauf eine Antwort zu finden, wenn nicht unmöglich.

Die Situation spitzte sich zu.

»Warte nicht zu lange«, zischte der Spuk.

Ich nickte. »Okay, ich werde es machen!« Dabei betrachtete ich die Lanze in meiner rechten Hand, schielte jedoch aus den Augenwinkeln zu dem Dämon hin und bemerkte, daß auch er von meinem Entschluß überrascht war.

»Aber nur unter einer Bedingung«, fuhr ich fort.

»Du hast keine Bedingungen zu stellen.«

»Doch. Jedem Todeskandidaten wird der letzte Wille gewährt.«

»Dann fühlst du dich als Todeskandidat?«

Diese Frage ließ ich offen.

»Wie lautet die Bedingung?«

»Daß du«, ich deutete dabei auf Jane Collins, »ihren Schatten herholst.«

Jetzt war es heraus, und der Spuk glaubte, sich verhört zu haben. Er schlug mit seiner Echsenpranke auf die Lehne des Knochenthrons, so daß das gesamte Gebilde wackelte.

»Ich werde den Schatten nicht holen!«

»Dann töte ich sie nicht!«

In die Reihen der Schatten geriet Unruhe. So hatte noch nie jemand mit ihrem Herrn und Meister gesprochen. Einige von ihnen flatterten hoch, andere fuhren mir entgegen, griffen aber nicht an.

Der Spuk wartete ab, bis sich seine Diener wieder beruhigt hatten. Dann sagte er: »Was hast du davon, wenn du ihren Schatten siehst?«

»Ich will mit ihr reden. Ich will von ihr selbst wissen, daß ich sie töten soll. Wenn sie wirklich auf deiner Seite steht, soll sie mir es ins Gesicht sagen!«

Der Spuk überlegte.

Zeit verging.

Ich hörte meinen eigenen Herzschlag überlaut. Mein Plan war in den letzten Sekunden geboren und jetzt kam es darauf an, wie der Spuk reagierte. Ich hoffte, daß er auf meinen Vorschlag einging, denn sonst hatte ich keine Chance mehr. Um Jane zu retten, mußte ich diesen gewaltigen Bluff starten.

Würde er darauf reinfallen?

Ja, er fühlte sich so sicher, daß er glaubte, ihm könnte nichts passieren.

»Ich werde dir deinen Wunsch erfüllen, John Sinclair«, sagte er. »Damit du siehst, wie chancenlos du bist. Der Schatten wird wieder in

diesen Körper kriechen, aber wenn du dich dann weigerst, sie zu töten, ist es aus.«

Ich nicke. »Einverstanden.«

Der Spuk lachte noch einmal auf, hob beide Arme und stieß sie in die Höhe.

Die Luft begann plötzlich zu knistern, ein roter Blitz schoß aus seinen Pranken, und im nächsten Augenblick wischte aus der Unendlichkeit über uns ein Schatten.

Jane war da.

Der Spuk hatte sein Wort gehalten.

Jetzt mußte ich höllisch achtgeben!

***

Mary Selnick schoß!

Suko starrte in das Mündungsloch der Beretta, und er sah die Feuerblume aufplatzen.

Da hechtete er zur Seite.

Suko hätte vielleicht keine Chance mehr gehabt, der Kugel zu entgehen, wenn Mary ein Profi gewesen wäre. Sie war es nicht, sie schoß zum erstenmal.

Und sie verriß den Schuß.

Das Projektil jaulte über Suko hinweg, als er auf den Boden prallte, dort aber nicht liegenblieb, sondern aus seiner Stellung heraus mit der Peitsche zuschlug.

Die Entfernung war zu weit, er konnte gar nicht treffen, aber er irritierte die Frau.

Sie wich zurück, schoß noch im Gehen, doch die zweite Kugel pfiff noch weiter an dem Chinesen vorbei.

Zu einem dritten Schuß ließ Suko sie nicht mehr kommen. Vom Boden aus stieß er sich kraftvoll ab und flog auf sie zu.

Mary Selnick stieß einen wütenden Laut aus, wollte die Waffe noch herumschwenken, doch da war Suko schon bei ihr.

Mit der freien Hand und ohne die Dämonenpeitsche einzusetzen, schlug er zu.

Plötzlich segelte die Beretta durch die Luft, fiel ein Stück entfernt zu Boden, und die Frau prallte gegen die offene Bentleytür, die sie durch ihr eigenes Körpergewicht ins Schloß drückte.

Angst zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab, als Suko dicht vor ihr auftauchte, die erhobene Hand jedoch sinken ließ, denn in diesem Moment entwischte der Schatten aus Marys Mund.

Der dunkle Schemen flatterte hervor und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Was er auch blieb.

Mary Selnick war konsterniert. Sie schaute sich verwundert um, sah

die Beretta am Boden liegen und blickte auch Suko an. In seinem Gesicht las sie, was geschehen war.

»Oh mein Gott«, flüsterte sie. »Ich wollte…«

Suko lächelte und nickte. Daß die Frau das Wort Gott in den Mund genommen hatte, bewies ihm, daß sie wieder völlig normal war. Das Böse hatte sie verlassen.

»Ja, Mrs. Selnick, Sie wollten mich erschießen!«

Mary schluchzte auf. »Aber warum denn nur?«

»Weil der Schatten in Ihnen war.«

»Der meines Mannes?«

Anscheinend wußte sie gar nichts mehr, und Suko schüttelte den Kopf. »Nicht der Ihres Mannes, sondern der Schatten einer gewissen Jane Collins.«

»Die Detektivin!«

»Genau die. Wissen Sie eigentlich, daß sie Miß Collins umbringen wollten?«

Mary Selnick wischte sich über die Stirn. »Mir schwebt so etwas vor, aber Genaues kann ich nicht sagen. Ich weiß gar nicht mein Gehirn, es ist so leer, und ich habe das Gefühl, als würde eine Watteschicht darüber liegen.«

»Es wird wohl besser sein, wenn ich Sie jetzt nach Hause fahre, Mrs. Selnick.«

Sie hob die Schultern.

»Steigen Sie ein.«

Zum zweitenmal nahm Mary Selnick neben dem Chinesen Platz. Diesmal ging alles glatt. Suko wurde nicht von ihr angegriffen. Es erfolgte keine Attacke aus dem Unsichtbaren.

Mary Selnick vergrub ihr Gesicht in beide Hände. »Ich verstehe das alles nicht«, flüsterte sie. »Ich kann es nicht begreifen.«

Suko konnte ihr auch keine Antwort geben, da er selbst keine wußte. Er fragte sich nur, welch ein Drama sich in der anderen Dimension abspielte…

***

Wie hypnotisiert hing mein Blick an Jane Collins' Schatten. Er hob sich von den anderen nicht ab und paßte genau in die Reihe der zahlreichen Dämonendiener.

Jane Collins blieb neben dem knöchernen Thron des Dämons stehen.

Deutlich sah ich die Umrisse einer menschlichen Gestalt, und ich glaubte auch, eine entfernte Ähnlichkeit mit der Detektivin zu erkennen. Aber das war nicht sicher. Meine Fantasie konnte mir auch ebensogut einen Streich spielen.

Ich war zu sehr vorbelastet.

Mein Herz schlug noch schneller, als ich Jane ansah. Es gab mir

einen regelrechten Stich und scharf saugte ich die Luft durch die Nasenlöcher ein.
»Jetzt hast du deinen Willen, John Sinclair!« sagte der Spuk und lachte dabei.
Ich nickte. »Kann ich mit ihr sprechen?«
»Bitte.«
Nun hieß es für mich, genau zu taktieren und die Worte vorsichtig zu wählen. Der Spuk durfte auf keinen Fall mißtrauisch werden, denn wenn er nur eine Winzigkeit von meinem Plan ahnte, würde ich die Erde nie mehr wiedersehen.
Aber auch so war es fraglich, ob ich meine Welt noch jemals wiedersehen würde.
Die erste Frage fiel mir schwer. »Bist du freiwillig in diese Dimension gekommen, Jane?«
»Ich folgte dem Ruf«, antwortete der Schatten, und er sprach mit der Stimme der Detektivin, was mich so entsetzte. »Ich war auf dem Friedhof«, fuhr Jane Collins weiter fort, »und habe euch dort beobachtet. Auch Suko und Mary Selnick.«
»Was ist mit ihnen geschehen?«
Jetzt lachte Jane. »Es ist durchaus möglich, daß der Chinese nicht mehr lebt.«
Sie sprach abfällig von Suko, titulierte ihn als der Chinese. Damit war vollends klar, auf welcher Seite sie stand.
Ich versuchte, meine Angst zu verbergen, doch der Spuk merkte, wie es in meinem Innern aussah. »Sprich ruhig weiter«, forderte er Jane Collins auf. »Sinclair hat Angst. Große Angst sogar.«
»Ja, die ist verständlich«, antwortete Jane. »Als Sterbliche hätte ich sie auch.« Sie wandte sich an den Spuk. »Aber aus welchem Grunde hast du mich gerufen, Meister?«
Meister! Jane Collins bezeichnete diesen verfluchten Dämon tatsächlich als ihren Meister. In mir schoß die Wut hoch, aber auch die Verzweiflung, weil ich so gar nichts tun konnte. Die anderen hielten alle Trümpfe in den Händen.
Ich trug nur die Knochenlanze.
»Er will dich töten!« zischte der Spuk und beugte seinen Echsenkopf dabei vor.
»Er?« fragte Jane kalt und lachte. »Er will mich töten?«
»Ja.«
»Und warum?«
»Weil ich ihm keine andere Wahl gelassen habe. Außerdem haßt er die Dämonen, und du bist ein Dämon oder nicht?«
»Stimmt, ich gehöre zu euch!«
Der Spuk schaute mich wieder an. »Da siehst du es, John Sinclair. Deine Jane Collins, auf die du so große Stücke gehalten hast, will

nichts mehr von dir wissen. Sie würde auch zusehen, wenn du stirbst. Und sie würde sich freuen!«

»Ja, ja!« geiferte der Schatten und flog auf mich zu.

Ich wich unwillkürlich zurück, doch Jane schaffte es nicht, von meinem Körper Besitz zu ergreifen. Das Kreuz schützte mich, und fluchend fuhr der Schatten zurück.

»Das verdammte Ding wird dir auch nichts mehr nützen!« schrie der Spuk.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht vielleicht aber auch nicht!«

»Ob mit oder ohne Kreuz, du wirst sie töten, John Sinclair. Ich habe dir deinen Wunsch erfüllt, jetzt ist es an der Zeit, daß du dein Versprechen einlöst!«

»Noch nicht!« erwiderte ich.

Der Spuk zuckte zusammen. »Soll ich dich verbrennen lassen?« brüllte er, und aus seinem Maul schoß eine lodernde Flamme, die mich jedoch nicht erreichte, sondern an meiner rechten Gesichtshälfte vorbeistrich.

»Keine Angst«, sagte ich. »Jane Collins wird von mir getötet, aber ich will, daß ihr Schatten in den Körper zurückkehrt, denn ich möchte ihre Seele ebenfalls ausschalten.«

»Das wird dir nicht gelingen!« keifte der Spuk. »Niemals, denn ihre Seele oder ihr Schatten gehört mir. Für immer und ewig!«

»Trotzdem!« Ich beharrte auf meinem Standpunkt.

Der Spuk drehte seinen häßlichen Schädel und schaute Jane Collins' Schatten an. »Versucht er einen Trick?« fragte er leise.

Jetzt kam es darauf an. Wenn Jane meinen Plan durchschaute dazu war sie in der Lage konnte ich einpacken. Doch die Detektivin war zu sehr mit dem Bösen verhaftet, daß sie gar nicht daran dachte.

»Nein, ich glaube nicht. Man kann ihm den Gefallen tun. Der Schatten gehört zu dir!«

»Gut«, entschied der Spuk, »dann geh in deinen Körper!«

Der Schatten bewegte sich. Er floß durch die Luft, schwebte für einen Moment über dem Mund und drang dann in ihn hinein. Ich sah noch eine huschende Bewegung, und einen Lidschlag später waren Körper und Schatten wieder vereint.

»So«, sagte der Spuk, »nun hast du deinen Willen!«

Ich nickte und beobachtete Jane.

Die blondhaarige Detektivin bewegte sich. Sie stöhnte auf und wollte sich erheben.

Der harte Befehl des Spuks zwang sie jedoch nieder.

Ich packte die Lanze noch fester. Von allen Seiten wurde ich beobachtet. Es waren inzwischen immer mehr Schatten hinzugekommen, und ich fragte mich wirklich, wie ich mit dieser Übermacht fertigwerden sollte.

Aber es gab keinen anderen Weg. Ich mußte einfach alles auf eine Karte setzen.

Der Spuk deutete auf die am Boden liegende nackte Jane Collins. »Da liegt sie, John Sinclair. Stoß ihr die Lanze in die Brust!«

Ich nickte, hob den Kopf, schaute für einen Sekundenbruchteil in die widerliche Visage des Spuks.

Langsam setzte ich das rechte Bein zurück.

Es wurde still.

Alle beobachteten mich gespannt. Schließlich war es selbst in diesem Reich etwas Außergewöhnliches, daß ein Mensch seine beste Freundin töten wollte.

Janes Augen waren weit aufgerissen. Die Pupillen bewegten sich, Jane atmete…

Ich betete innerlich, daß alles klappte.

Dann schleuderte ich die Lanze!

***

Wie der Teufel fuhr Suko durch London. Er hatte es mehr als eilig. Denn noch immer klangen die Worte in seinem Ohr, die Mary Selnick ihm gesagt hatte.

Ihr Mann hatte, kurz bevor er starb, ein Testament hinterlassen. Und in diesem Schriftstück alles aufgezeichnet, was für sein weiteres ›Leben‹ nach dem Tod erforderlich war.

»Ich habe den Umschlag noch nicht geöffnet«, sagte Mary. »Er ist versiegelt.«

»Sie erlauben, daß ich ihn öffne?« fragte Suko.

»Bitte.«

Nach diesem Wort zählte für den Chinesen jede Sekunde. Er hatte sich bestimmt schon einige Strafzettel wegen seiner ungebührlichen Fahrerei eingehandelt, doch das war egal. Hauptsache, er schaffte es noch.

Suko telefonierte während der Fahrt mit Sir Powell. Er unterrichtete den Superintendenten in Stichworten von dem geschehen der vergangenen Stunden.

Sir Powell konnte auch nicht helfen. Mit einem Großeinsatz von Polizisten war hier nichts zu machen. Jetzt zählten Geschick, Entschlossenheit und natürlich auch Glück.

Letzteres sogar am meisten.

Mary Selnick sagte nichts mehr. Sie wurde von Suko Fahrerei sehr mitgenommen. Nahezu verschüchtert saß sie auf dem Beifahrersitz und schaute nur geradeaus.

Endlich waren sie am Ziel.

Suko fand keinen Parkplatz, sondern fuhr den Bentley mit der Schnauze auf den Bürgersteig. Er stand schon draußen, als Mary erst

die Wagentür aufstieß.
Überrascht blieben einige Passanten stehen.
»Den Schlüssel, schnell!« rief Suko.
Mary warf ihm das Bund zu, und Suko fing es auf. Er öffnete die Haustür und sprintete die Treppen hoch. Am Klingelbrett hatte er gesehen, in welch einem Stockwerk Mary Selnick wohnte.
Suko war auch als erster in der Wohnung. Er stand im Livingroom und schaute sich um.
Schweratmend kam Mary an. Sie deutete auf einen schäbigen Wohnzimmerschrank. »Dort ist es. Die linke Tür!«
Der Chinese riß sie auf.
Sofort sah er den braunen Umschlag mit dem roten Siegel. Hastig zerfetzte Suko das Siegel, drehte den Umschlag auf den Kopf und schüttelte ihn.
Einige eng beschriftete Papiere flogen heraus. Zwei fielen zu Boden, die anderen fing Suko auf.
Er las.
Seine Augen wurden groß, denn der Zufall wollte es, daß der Chinese die richtige Seite erwischt hatte…

***

Ich legte all meine Körperkraft hinter den Wurf. Und das war, weiß Gott, nicht wenig.
Aber ich änderte die Richtung.
Noch in der Bewegung drehte ich die Spitze herum, so daß sie nicht mehr auf die am Boden liegende Jane Collins zeigte, sondern auf den Spuk.
Die Waffe raste ihm entgegen.
Die nächsten Sekunden erlebte ich wie in einem Zeitlupenfilm: Ich rechnete damit, daß die Lanze den Dämon durchbohren würde und wandte mich bereits ab, um auf Jane Collins zuzustürzen, da spielte der Spuk all seine magischen Fähigkeiten aus.
Im Bruchteil einer Sekunde verwandelte er sich.
Er wurde gestaltlos und zeigte wieder die Ansicht, wie auch auf der Erde.
Die Lanze raste hindurch.
Sie hämmerte in die Rückenlehne des Knochenthrons, wo sie knirschend steckenblieb.
Das alles bemerkte ich nur aus den Augenwinkeln, denn ehe sich die anderen versahen, hatte ich Jane Collins hochgewuchtet und über meine Schulter geworfen. Auf dem Absatz machte ich kehrt und rannte mit meiner Last davon.
Fünf Schritte kam ich weit. Dann gellte die Stimme des Spuks auf, und sie klang mir in den Ohren wie ein gewaltiger Donnerhall.

»Packt ihn!« brüllte er. »Hinterher!«
Und die Schatten gehorchten.
Die Reihen lichteten sich. Die Schatten wußten genau, was sie zu tun hatten.
Sie stellten es raffiniert an, teilten sich in vier Gruppen, um uns von allen Seiten in die Zange zu nehmen. Wir wurden keine Chance mehr haben.
Ich rannte verbissen weiter.
Zusätzlich war ich durch Janes Gewicht noch gehandicapt und kam deshalb nur halb so rasch voran. Zudem hatte ich die Befürchtung, daß der Spuk den Spieß umdrehen würde und mir die Lanze dann in den Rücken rammte.
Doch das hatte er nicht vor, er verließ sich auf seine Schattenmonster.
Und dann waren sie da.
Überall vor mir, neben mir, hinter mir. Sie heulten und jaulten, schlugen um, sich, krächzten und kicherten. Sie zerrten an meinen Haaren wischten mir durch das Gesicht, unten zwischen meinen Waden her und stürzten über mir und Jane Collins zusammen.
»Schrei, wenn dich die Schatten fressen!« brüllte der Spuk aus Leibeskräften und jagte mir damit einen Schauer nach dem anderen über den Rücken.
Ja, die Schatten würden uns fressen.
Gnadenlos, ohne Erbarmen.
Ich fiel. Zuerst auf die Knie. Dabei hätte ich das Gefühl, in etwas Dunkles einzutauchen, daß mich an Tinte erinnerte. Ich konnte Jane Collins nicht halten, ließ sie zu Boden fallen und tat dann das, was ich schon lange hatte machen wollen, wozu mir aber keine Zeit geblieben war.
Ich schleuderte das wertvolle Kreuz über meinen Kopf und legte es Jane auf die Brust.
Sie war jetzt geschützt.
Ich nicht mehr!
Das wußten auch die Schatten. Sie kamen noch stärker, noch wuchtiger und begruben mich unter sich.
Ich schrie und brüllte, kämpfte mit Händen und Füßen gegen diese grausame Invasion an und mußte doch unterliegen.
Die Schatten waren stärker.
Die Luft fehlte mir. Ich riß den Mund auf. Irgend etwas drang ein. Ich keuchte und spuckte, wurde zurückgerissen und fiel neben Jane Collins.
Aus den Augenwinkeln sah ich das Kreuz hell aufglühen. Mir half es nicht mehr.
Jane Collins' Schrei gellte noch an meine Ohren, bevor die nächste

Invasion der Schattenmonster kam.
Die würde ich nicht mehr überstehen.
Sah so das Ende aus?

***

Nein, es war nicht zu Ende.
Rettung kam. Eine Rettung, mit der ich nie im Leben gerechnet hatte.
Myxin, der Magier, war da.
Aber nicht allein. Er hatte Helfer gefunden. Es waren die Schwarzen Vampire, die Todfeinde der Schatten, von denen auch ich zwei getötet hatte.
Sie stürzten aus den Tiefen der Dimensionen in einer wahnsinnigen Geschwindigkeit auf die Schattenmonster zu und gaben ihnen nicht die kleinste Chance zu entkommen.
Ein mörderischer Kampf entbrannte.
Die Vampire warfen sich auf die Schatten wie hungrige Safarilöwen auf die Zebras. Und für diese Vampire waren die Schatten existent. Sie räumten auf.
Von mir wich plötzlich der Druck. Ich konnte wieder frei atmen und wälzte mich herum.
Ich fühlte mich im Mittelpunkt eines Chaos.
Um mich herum hörte ich die grausamen Kampfgeräusche, das Ächzen und Stöhnen, das Schreien und Wehklagen. Schatten sanken zusammen, wurden eins mit dem Boden, und immer neue Vampire kamen auf dem Dunkel der Dimensionen.
Myxins Mannschaft war dem Sieg nahe.
Und wir unserer Rettung.
Ich hatte mich ein wenig zur Seite gewälzt und dabei meinen Arm schützend um Jane Collins gelegt. Zwangsläufig fiel dabei mein Blick auf den Knochenthron.
Er war verlassen.
Hatte der Spuk die Flucht ergriffen?
Es mußte wohl sein, denn plötzlich sah ich Myxin, den Magier. Er stand vor dem Thron, breitete beide Hände aus, und im nächsten Augenblick brach das Knochengerüst zusammen, als hätte eine Bombe in ihm eingeschlagen.
Das gleiche geschah mit dem Torbogen. Auch er krachte zusammen. Wie Kegel fielen die Teile zu Boden und sprangen als wären sie Gummibälle.
Zum erstenmal in meinem Leben erlebte ich den Kampf zwischen zwei Dämonenfürsten hautnah in einer anderen Dimension mit. Und ich sah, mit welch einer Gnadenlosigkeit diese Auseinandersetzung geführt wurde. Keiner gab Pardon.
Die Vampire fegten die Schatten aus ihrer Welt.

Aber uns griffen sie nicht an. Haarscharf wischten sie über unsere Körper hinweg, ihre Schwingen streiften uns fast, und wir spürten den Luftzug.

Mitkämpfen konnte ich nicht. Nicht in diesem Chaos aus kämpfenden und sterbenden Monstern.

Myxin, der Magier, kam langsam auf uns zu. Er lächelte und hob die Hand.

Ich hatte das Gefühl, als wollte er etwas sagen, doch dann geschah etwas, womit ich nie im Leben gerechnet hatte. Plötzlich drehten sich Myxin und all die Schatten und Vampire in einem rasenden Kreisel, der immer schneller wurde, auf uns zukam, mir die Luft nahm und uns hineinriß in den Sog des Unendlichen.

Instinktiv hielt ich mich an Jane fest. Ich sah ihr Gesicht dicht vor mir und die Angst in ihren Augen, wollte etwas Tröstendes sagen, doch die Stimme versagte mir, und die absolute Schwärze nahm Jane Collins und mich auf…

***

Suko war vor Erregung rot im Gesicht. Er hatte die Hinterlassenschaft gelesen und wußte plötzlich, wie er es anstellen mußte, um der anderen Seite eine Niederlage beizubringen.

Nicht umsonst hatte sich Hank Selnick mit Schwarzer Magie beschäftigt. Das wichtige Buch war ihm zwar abhanden gekommen, aber er hatte die bedeutenden Passagen abgeschrieben und in seinem Testament hinterlassen.

Auch die Formeln.

Sie waren die Lösung.

Suko sprach sie aus.

Mary Selnick stand neben ihm. Sie konnte ihren Blick nicht von den Lippen des Chinesen wenden.

Das letzte Wort…

Da geschah es.

Ein Sturmwind toste durch das Zimmer, so stark, daß die beiden Menschen fast umgerissen wurden. Die Luft fauchte, bildete Kreisel, schlug an manchen Stellen regelrecht zusammen und begann plötzlich zu flimmern.

Suko wurde es für einen Moment schwarz vor Augen.

Mary Selnick sank zusammen.

Dann öffnete der Chinese die Augen. Er sah zwei Menschen. Jane Collins und mich!

***

»John!«

Sukos Schrei war wirklich urig.

Ich drehte verwirrt den Kopf und schaute in das lächelnde Gesicht

meines Partners.

»Hallo!« Mehr brachte ich nicht hervor. Aber das reichte auch. Suko verstand mich. Er fiel mir um den Hals und schlug mir fast die Schultern wund.

»Wo kommst du denn her?« fragte der Chinese.

Ich grinste. »Das ist eine lange Geschichte. Ich weiß es selbst nicht. Wir waren in einer anderen Dimension, doch ohne unser Zutun und dem Eingreifen irgendeiner magischen Kraft wurden wir zurückgeholt.«

»Die magische Kraft war ich«, erwiderte Suko stolz und breit lächelnd.

»Du?« staunte ich. »Wieso denn? Ich dachte, du wärst tot.« Erst jetzt fiel mir ein, was Jane Collins' Schatten mir im Reich des Spuks gesagt hatte.

»Du weißt doch, John, Unkraut vergeht nicht.« Dann erzählte Suko von dem Testament, und ich wußte Bescheid.

Jane Collins unterbrach unser Gespräch. »Kann mir nicht mal jemand eine Decke geben?« fragte sie.

»Oh!« Wir wandten den Blick und schauten sie an.

Jane wurde rot. »Was starrt ihr denn so, ihr Hornochsen? Habt ihr noch nie eine nackte Frau gesehen!«

Da lachten wir beide los. Ich besonders laut, denn nun wußte ich, daß Jane Collins wieder die alte war…

ENDE

[1]Siehe Gespenster Krimi Nr. 163 »Der Unheimliche von Dartmoor«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 17 »Das Dämonenauge«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 84 »Das Buch der grausamen Träume«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 17 »Das Dämonenauge«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 76 »Bills Hinrichtung«